

Plan des Geländes der Ausstellungen
zur Jahrhundertfeier der Freiheitskriege
in Breslau 1913

Gleitsche Chronik



6. Jahrgang Nr. 13

1. April 1913



Die Jahrhundertfeier in Breslau
Prinz Eitel Friedrich bei der Parade auf dem Exerzierplatze

phot. Oppler in Breslau





phot. Oppler in Breslau

Die Jahrhundertfeier in Breslau
Die Ansprache des Rektors der Universität im Hofe des Kovitts
bei der Einweihung der Gedenktafel für Professor Steffens

Die Jahrhundertfeier in Breslau

Entüllung einer Gedenktafel für Professor Steffens. Den würdigen Auftakt zur Jahrhundertfeier der Stadt Breslau bildete die Einweihung einer dem Andenken an Professor Steffens gewidmeten Gedenktafel, die am 1. März 5 $\frac{1}{4}$ Uhr nachmittags erfolgte. Die am ehemaligen Kovittsgebäude (Schmiedebrücke 35) angebrachte Tafel ist nach einem Entwurf von Professor Ehme in Düsseldorf in den Werkstätten der Kgl. Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau in Bronze gegossen worden. Ihre Inschrift lautet: In diesem Hause rief 1813 Henric Steffens die studierende Jugend zum Freiheitskampfe auf. Die Feierlichkeit selbst fand im Hofe des Kovitts in Gegenwart des Senats und des Lehrkörpers der Universität, sowie der Chargierten der studentischen Korporationen statt. Der Rektor der Hochschule, Geh. Konsistorialrat Professor O. Arnold hielt die feierliche Ansprache.

Jahrhundertfeier der Hochschulen. Die Friedrich Wilhelms-Universität beging ihre Gedenkfeier am 1. März um sechs Uhr abends — im Anschluß an die Entüllung der Gedenktafel für Steffens — im Breslauer Konzerthausaale. Nach der in achtzig Wagen erfolgten Auffahrt der Chargierten der studentischen Korporationen und des Lehrkörpers bewegte sich letzterer im imposanten Zuge vom Kammermusiksaal nach dem großen Podium des Hauptsaales. Professor Kampers gedachte in der Festrede der Entwicklung der deutschen Einheitsidee, während stud. med. Czsch im Namen der Studentenschaft sprach. Die musikalische Umrahmung der Feier bewirkten ein Orgelvortrag von Professor Dr. Kinkeldey, zwei allgemeine Lieder und drei Gesangsvorträge der akademischen Sängerschaften Leopoldina und Burgundia.

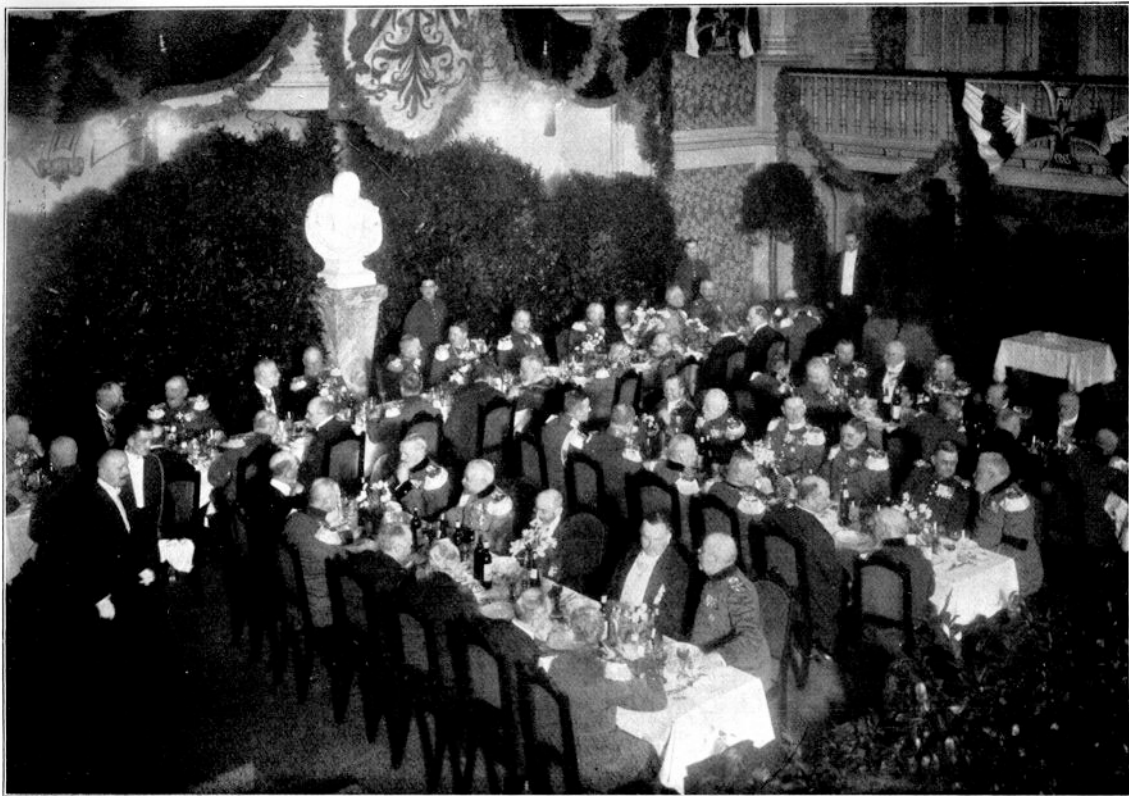
Die Technische Hochschule hatte den Beginn ihrer Feier auf den 10. März, 12 Uhr mittags festgesetzt und als Ort der Festlichkeit die Aula des Instituts ausersehen. Der Festredner, Rektor Professor Dr. Schenk, betonte in seinen Ausführungen die Wichtigkeit des Geschichtsstudiums und der politischen Durchbildung des Volkes. Instrumentalvorträge der Kapelle des 11. Infanterieregiments bewirkten hier die musikalische Ausgestaltung der Feier.

Die militärischen Feierlichkeiten. Die militärischen Festlichkeiten zur Erinnerung an die große Zeit vor hundert Jahren lassen sich in eine allgemeine Feier der einzelnen Garnisonen Schlesiens, die überall am 10. März nach durchweg ähnlichem Programm stattfand, und zwei Breslauer Sonderfeierlichkeiten zur Erinnerung an die Gründung der Landwehr und die Stiftung des Eisernen Kreuzes gliedern.

Die allgemeine Feier der Breslauer Garnison fand ihren Auftakt in einem Festgottesdienst, der für die Angehörigen des protestantischen Bekenntnisses in der Garnisonkirche (Prediger Konsistorialrat Zierach), für die Katholiken in der Kreuzkirche (Prediger Militäroberpfarrer Dr. Zoepfen) und die Krieger jüdischen Glaubens in der neuen Synagoge (Prediger Rabbiner Professor Dr. Guttmann) abgehalten wurde. Den Höhepunkt der Feierlichkeit bildete naturgemäß die um 12 Uhr beginnende Parade der Truppen und der Kriegervereine auf dem Exerzierplatze. Die enthüllten Feldzeichen und die Geschütze der Batterie, die am Schluß der Parade einen Salut von 101 Schuß feuerte, waren mit Lorbeer umkränzt.

Die von dem Offizierkorps der Bezirkskommandos I und II veranstaltete Feier zum Gedächtnis der am 17. März 1813 erfolgten Errichtung der Landwehr währte vom 9. bis 11. März, bot am ersten, dem Begrüßungstage, einen Vortrag Dr. Lauberts über die Gründung der Landwehr 1813, am zweiten Tage, dem 10. März, ein Festessen im Konzerthausaale, an dem auch Prinz Eitel Friedrich teilnahm, am Schlußtage eine Festvorstellung im Schauspielhause.

Der unter dem Protektorat des Herzogs von Ratibor stehende Kriegerverein „Eisernes Kreuz“ feierte am 9. März die am 10. März 1813 erfolgte Gründung des Ehrenzeichens, dessen Namen er trägt. Am 1 $\frac{1}{2}$ Uhr mittags fanden sich die alten Krieger, von Oberbürgermeister Matting begrüßt, im Fürstensaale des Rathauses zusammen, und bei der sich anschließenden Umfahrt legten sie an den Denkmälern für Friedrich Wilhelm III., Blücher, Wilhelm I. und Friedrich II., Bismarck,



phot. Hofphotograph Fischer in Breslau

Die Jahrhundertfeier in Breslau
Prinz Eitel Friedrich bei dem Festmahl der Offiziere der Landwehrbezirke I und II
im Breslauer Konzerthause

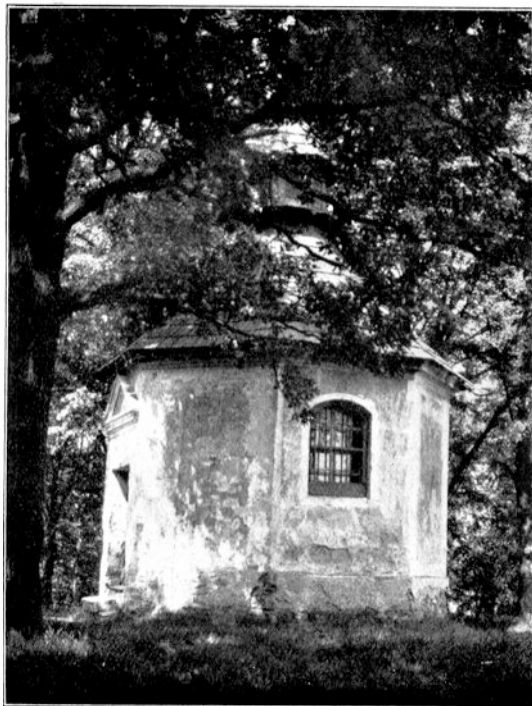
Moltke, Stein und Klausewitz Kränze nieder. Der noch vorhandene Arbeitstisch im Breslauer Schlosse, auf dem vor hundert Jahren die Stiftungsurkunde unterzeichnet wurde, ward von Major a. D. von Mosz gleichfalls bekränzt.

Prinz Eitel Friedrich in Breslau. Die denkwürdigen Festlichkeiten des 10. März erhielten durch die Anwesenheit des zur Vertretung seines kaiserlichen Vaters entsandten zweiten Sohnes unseres Herrscherpaares eine höhere Weihe. Sechs Uhr drei Minuten morgens traf der Prinz am Breslauer Hauptbahnhofe ein. Da ein besonderer Empfang nicht in Aussicht genommen war, verweilte er in seinem Salonwagen bis zu seiner um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr erfolgenden Abfahrt nach dem Schlosse, welsch letzteres Prinz Eitel Friedrich erst kurz vor 10 Uhr im Automobil verließ, um an den festlich geschmückten Denkmälern der großen Männer von 1813 Kränzspenden niederzulegen. Den Weg von dem mit einem Infanterie-Doppelposten versehenen Denkmal Friedrich Wilhelms III. bis zum Blücherdenkmal, wo seitens des Kürassierregiments ein Doppelposten aufgestellt worden war, legte der Prinz zu Fuß zurück. Bereits um 10 Uhr traf er in der Garnisonkirche ein. Er wohnte hier dem Festgottesdienste bei, bei dem Konsistorialrat Hierach die Festrede hielt. Nach kurzem Aufenthalt im Schlosse erschien Prinz Eitel Friedrich Punkt 12 Uhr auf dem Exerzierplatze, um zu Pferde der Parade beizuwohnen, in deren Verlaufe er in kurzen, markigen Worten der Bedeutung des Tages gedachte. Nach dem Ausbringen des Kaiserhochs ritt er mit dem kommandierenden General, Erzellenz v. Prikelwitz die Fronten ab, und im Anschluß hieran nahmen beide den Vorbeimarsch der Truppen entgegen. Das sich anschließende Frühstück bei Erzellenz v. Prikelwitz

brach der Prinz vor 3 Uhr ab, um in Begleitung seines Gastgebers dem Ausstellungsgelände einen Besuch abzustatten. Die Herren Stadtrat Dr. Friedel, Professor Dr. Rosen, Gartendirektor Richter und Garteninspektor Dannenberg empfingen den hohen Gast und übernahmen die Führung durch die bedeutendsten Räume und Anlagen. Vor Schluß der Besichtigung wurde der Prinz durch Oberbürgermeister Matting begrüßt. Gegen 4 $\frac{1}{4}$ Uhr kehrte das prinzipliche Automobil nach der Stadt zurück. Einer Einladung der Offiziere der Landwehrbezirke I und II folgend, die ihre ursprünglich für den 17. März geplante Gedenkfeier zu Ehren des hundertjährigen Bestehens der Landwehr auf Wunsch ihres kaiserlichen Kriegsherrn hin gleichfalls am 10. durch ein Festmahl im Konzerthause begingen, begab sich Prinz Eitel Friedrich um 6 Uhr nach der Gartenstraße. Gegen tausend Ehrengäste und Offiziere hatten sich hier bereits versammelt, und in ihrer Mitte verweilte der Prinz bis gegen 8 $\frac{1}{2}$ Uhr. In der einzigen Rede des Abends gedachte Erzellenz v. Prikelwitz der historischen Entwicklung des Reserve- und des Landwehroffizierkorps. Nachdem Prinz Eitel den Rest der ihm noch zur Verfügung stehenden Zeit dem Offizierkorps der Leibkürassiere gewidmet hatte, begab er sich gegen 11 $\frac{1}{2}$ Uhr, nur von dem kommandierenden General v. Prikelwitz und dem Polizeipräsidenten v. Oppen begleitet, nach dem Hauptbahnhofe, von wo aus er 11 Uhr 55 Minuten die Rückfahrt nach Berlin antrat. U.

Aus großer Zeit

Zum hundertjährigen Jubiläum der schlesischen Landwehr. Schon zehn Jahre vor der ruhmreichen Erhebung unseres Volkes tauchte der Geranke auf, eine Landwehr



Notburga-Kapelle auf dem Pufelberge
bei Münsterberg

zur unmittelbaren Verteidigung des Landes innerhalb seiner Grenzen zu bilden. Der nachmalige Feldmarschall von dem Kneisebeck reichte 1803 dem Könige Vorschläge hierfür ein, und bald nach dem Tilsiter Frieden arbeitete auch Scharnhorst an dem Entwurfe zu einer Miliz oder Landwehr, wie er sie selbst nannte. Mit zäher Beharrlichkeit verfolgte er jahrelang diesen Plan, bis ihn das Frühjahr 1813 zur Reife brachte. Die Idee einer Landwehr ging also nicht, wie vielfach behauptet wird, zuerst von den ostpreussischen Ständen aus; sie war vielmehr, als die Kunde davon nach Breslau kam, also in der zweiten Hälfte des Februar 1813, hier in einem engeren Kreise schon besprochen worden. Diesem Kreise gehörte auch der bekannte Baron von Lüttwih auf Gorkau an, der in und seit dem unglücklichen Kriege von 1806/07 eine rühmensewerte patriotische Tätigkeit entfaltet hatte. Dieser begabte Patriot arbeitete einen Entwurf zur Errichtung einer Landwehr für Schlesien aus, der ganz unabhängig von dem der ostpreussischen Stände und ebenso früh wie jener entstand, und legte ihn am 10. Februar 1813 dem Staatskanzler von Hardenberg vor. Wie ernst Baron von Lüttwih seine Sache auffaßte, zeigt schon die Einleitung seines Memoirs: „Soll geschehen, was not tut und Preußens Glorie wieder herstellen kann, so muß die ganze Linienarmee ins Feld rücken können und die Verteidigung des Landes einer Landwehr überlassen und anvertraut werden. . . . Obwohl jede preussische Provinz besonders schickliche Eigentümlichkeiten zur zweckmäßigen Benutzung einer Landwehr hat, bietet dennoch Schlesien in seinen Gebirgen noch größere Vorteile. Wenn sich im Notfall die schlesische Landwehr an der sächsischen Grenze im schlesischen Gebirge versammelt, sollte das Eindringen einer feindlichen Macht in Schlesien von dieser Seite wohl auf das sicherste verwehrt werden können.“

Baron von Lüttwih meint, mit der Errichtung der Bürgergarden sei bereits ein guter Anfang zur Sache gemacht worden; nur müßten diese neben dem Seiten-

gewehr noch mit Lanzen oder Büchsen bewaffnet werden. Angenommen fünfzig Kreise in Schlesien von möglichst gleicher Volksmenge, würde in jedem bis auf 1000 Mann Landwehr zu rechnen sein. Der Entwurf enthält dann noch Vorschläge für die Bildung der Jäger und Schützen, der Kavallerie und Artillerie, sowie über die zu wählende Uniform und sogar über die Benennungen der Landwehr-Anführer, die nur deutsch sein sollen. Ein Vergleich mit der königlichen Verordnung vom 17. März 1813 zeigt, daß der vorgenannte Entwurf für Schlesien in mehreren wesentlichen Punkten nicht ohne Einfluß auf jene Verordnung gewesen ist. Nach Hardenbergs Pläne sollte der Regierungsbezirk Breslau (mit Oberschlesien) 30 084 Mann Infanterie und 3734 Mann Kavallerie stellen, der Bezirk Liegnitz 14 672 Mann Infanterie und 1484 Mann Kavallerie, ganz Schlesien also 49 974 Mann. Im Durchschnitt wurden damals etwa vierzehn Prozent aller männlichen Bewohner vom 18. bis 45. Jahre gestellt. Die Durchführung der Organisation ging nur langsam von statten, da Mittelschlesien fast allein die ganze Last zu tragen hatte. Denn in Niederschlesien war die Festung Glogau in feindlichen Händen, und die angrenzenden Gegenden hatten von den Durchmärschen der Russen viel zu leiden. In Oberschlesien aber stieß die Bildung der Landwehr bei der slawischen Bevölkerung vielfach auf Schwierigkeiten.

Nach Beendigung der Formation zerfiel die Infanterie in 68 Bataillone und die Kavallerie in 40 Schwadronen, später in 17 Regimenter Infanterie und 10 Regimenter Kavallerie. Außerdem wurde auch eine Landwehrreserve formiert, und zwar für jedes Landwehr-Infanterieregiment zuerst zwei Reservebataillone, später nur eins, und für jedes Kavallerieregiment eine Depoteskadron.

Die Organisation der Landwehr legte unserer Provinz bedeutende Opfer auf. Ohne die Linientruppen stellte die Provinz zur Landwehr 69 319 Mann. Für die Armee wurden 16 420 Pferde zum Werte von 1 313 600 Taler geliefert, während die Formation der Landwehr nach mäßiger Veranschlagung die Provinz 1 265 789 Taler gekostet haben soll. Ueberhaupt wurden von der Provinz bis Anfang August 1813 für Mobilmachung und Verpflegung der preussischen Armee in Schlesien vierzehn Millionen Taler berechnet. Ueber die Verteilung der mobilen 17 schlesischen Landwehr-Infanterieregimenter und der 10 Kavallerieregimenter, sowie über die Verwendung und die Tätigkeit der einzelnen Truppenteile berichten sehr eingehend die Schlesischen Provinzialblätter vom Jahre 1865.

Ueber die Bedeutung der Landwehr schreibt das Militär-Wochenblatt vom Jahre 1857: „Die Landwehr tritt gleich in ihrem Entstehen als ein großartiges Denkmal militärischer Kraftentwicklung auf, und zwar unter dem Druck und der Last der schwierigsten Verhältnisse inmitten eines niedergeworfenen, auf die Hälfte seines Bestandes reduzierten Staates. Der königliche Aufruf zu ihr erweckte das Gefühl nationalen Aufschwunges, das Bewußtsein, jede Kraft für eine große Sache anspannen, nun alles an alles setzen zu müssen; er durchdrang alle Stände des Volkes und erzeugte eine militärische Regsamkeit in der ganzen Nation, von welcher sich spätere Generationen schwer einen vollständigen Begriff zu machen vermögen. Möchte die Erinnerung daran nie verloren gehen! Denn jene Epoche war für Preußen die Probe männlicher Tatkraft; sie drückte dem Volke durch alle Schichten hindurch den eigentümlichen Charakter des Militärstaates auf; es wurde seitdem, wozu seine Vorgeschichte es schon lange geführt hatte, „ein Volk in Waffen geboren!“ J. Blaschke

Altertümliches

Der Pufel- oder Pufillusberg bei Münsterberg. Hier ist kürzlich ein ausgiebiges Lager von feinstörnigem Quarzande aufgedeckt worden. Da der Sand nach dem Urteil von Sachverständigen zur Glasfabrikation besonders



Das Jugendheim in Küpper, Krs. Lauban

geeignet ist, besteht die Absicht, dort eine Glasfabrik zu errichten. Die kapitalsträftigen Unternehmer unterhandeln bereits über den Ankauf von Bauland in der Nähe des Bahnhofes, um den Anschluß der Fabrik an das Bahngleis zu erreichen.

Diese trodene Mitteilung hat das Interesse weiterer Kreise auf den selten erwähnten Pusellberg gelenkt. Wegen seiner Winzigkeit soll er seinen Namen (*mons pusillus* = der kleine Berg) erhalten haben. Auf seiner Höhe steht eine kleine Kapelle, von alten Bäumen beschattet. Sie ist gemauert und rötlich getüncht, das Dach ist mit Schindeln gedeckt und mit einem Türmchen gekrönt. Die Kapelle enthält nur einen Raum mit zwei vergitterten Fenstern und einer Tür, zu der einige Stufen emporführen. Zwischen den beiden Fenstern, der Tür gegenüber, steht der Altar, der mit einer weißen Decke und mehreren Blumenvasen, gefüllt mit künstlichen Blumen, geschmückt ist. In der Mitte steht ein Kreuzifix. Rechts und links erheben sich zwei große Leuchter mit Kerzen darin. Zwischen dem Altar und den Fenstern befindet sich je eine Nische in der Wand; darin steht rechts ein Christusbild, links eine Marienstatue. Interessant ist das große Gemälde in einer Nische über dem Altar. Es stellt die heilige Notburga dar, der die Kapelle geweiht ist. Von dieser Heiligen erzählt die Legende: Notburga diente bei einem reichen aber geizigen und gottlosen Bauern als Magd. Eines Sonntags schickte der Bauer die Magd auf die Wiese Gras schneiden. Die Magd weigerte sich bescheidenlich, Sonntags zu arbeiten. Der Bauer aber bestand darauf. Da erwiderte Notburga: „Gut, ich werde gehen, werde aber auf der Wiese meine Sichel gen Himmel werfen. Kommt sie wieder herab, so werde ich schneiden, wenn nicht, so sei mir dies ein Zeichen, daß die Sonntagsarbeit eine Sünde ist!“ Notburga tat, wie sie gesagt; sie warf die Sichel gen Himmel, und siehe, die Sichel blieb oben und kam nicht wieder zur Erde. Das Bild stellt die Magd dar, wie sie mit der einen Hand gen Himmel zeigt, an dem man deutlich die Sichel in den Wolken schweben sehen kann. Die Kapelle wurde im Jahre 1783 erbaut und mit einem

Glöcklein versehen. Sie war stets nur eine Feldkapelle, in der niemals förmlicher Gottesdienst gehalten worden ist.

Trotz seiner Winzigkeit ist der Pusellberg weithin sichtbar; dem Münterberg ist im Osten und Norden nur von Feldern und Wiesen umgeben, und erst weiterhin erhebt sich der Stadtwald. Um die Kapelle stehen stattliche Linden, in deren grünem Laube sie im Sommer ganz verschwindet. Im Mai gewährt das Hügeln einen lieblichen Anblick. Von dem lichten Grün hebt sich das düstre Schwarz der trotzig dreinschauenden, alten Kiefern ab, die den Pusellberg weithin erkenntlich machen.

B. Grosman

Funde

Münzenfund in Ober-Mittlau, Krs. Bunzlau. Der Häusler Sagasser in Ober-Mittlau, der kürzlich von einem Brandunglück betroffen wurde, entdeckte beim Zerfleinern eines vom Feuer fast vernichteten alten Schrankes im Innern hinter einem Bretthchen vier mit alten Talern und Achtgroschenstücken gefüllte Leinwandbeutel. Die Münzen stammen aus der Zeit Friedrichs des Großen und seiner beiden Nachfolger und haben einen ungefähren Wert von 300 Mark.

Bauten

Jugendheim in Küpper. In der dicht an der böhmischen Grenze im Vorgelände des Hsergebirges gelegenen oberlausitzischen evangelischen Kirchfahrt Küpper bestehen seit einer Reihe von Jahren den neuzeitlichen Anschauungen und Anforderungen entsprechende Jugendpflegeeinrichtungen, die Pfarrer Pathe ins Leben gerufen hat. Die Eigenart der Arbeit besteht einmal darin, daß sie als Gemeindefache, nicht als Privatsache des Geistlichen betrieben wird. Demgemäß steht dem Geistlichen als Leiter ein Verein Erwachsener (Jugendfürsorgeverein) zur Seite, der die laufenden Kosten der Jugendpflege bestreitet und auch Mitarbeiter stellt. Sodann werden Burschen und Mädchen gemeinsam erzogen. Es finden gemeinsame Wanderungen, Jugendspiele, Gesellschaftsspiele, Vorlesungen, Vorträge und Unterhaltungsabende statt.

Gesondert sind die Burschen beim Turnen und beim Geländespiel, die Mädchen beim hauswirtschaftlichen Unterricht (Kochen, Nähen, Flick- und Waschen). Mit der stetig steigenden Frequenz wurde der Mangel an einem geeigneten Versammlungsort immer fühlbarer. Infolgedessen begann der Geistliche einen Jugendheimfonds zu sammeln zur Erbauung eines eigenen Hauses für die Jugend. Das Gebäude ist nun im Vorjahre mit einem Aufwande von rund 14 000 Mark errichtet worden, von denen noch 3000 Mark aufzubringen sind. Die Einweihung fand am 1. September statt in Verbindung mit einem großen Spielfeste, an dem 24 Jugendvereine aus der ganzen Oberlausitz mit rund 500 Jugendlichen teilnahmen.

Der Bau ist im Stil dem etwas höher gelegenen Pfarrhause (Barockbau) angepaßt und liegt an dem großen, schönen Spielplatz, der einige Jahre vorher mit beträchtlichen Kosten hergestellt worden ist. Das Heim enthält einen großen Raum für die allgemeinen Versammlungen und einen kleineren, in dem u. a. die Kochunterrichtsstunden abgehalten werden. Im Obergeschoß sind ein bequemer Garderobentraum und eine von dem Saal aus zugängliche Veranda untergebracht. Im Untergeschoß befindet sich außer dem Waschraum ein Raum für Turngeräte. Allsonntäglich und an drei Wochentagen finden im Jugendheim Veranstaltungen statt, die sich eines außerordentlich regen Zuspruches erfreuen.

Jubiläen

Eine Jubiläumserinnerung im Landeshause in Breslau. Anlässlich des vorjährigen Jubiläumsländtages, des fünfzigsten seit dem ersten Zusammentritt des Schlesischen Provinziallandtages im Jahre 1825, war beschlossen worden, die bisherigen Vorsitzenden des Provinziallandtages dadurch zu ehren, daß ihre Porträts im Sitzungszimmer des Provinzial-Ausschusses aufgehängt würden. Das ist jetzt geschehen. Die großen Ölgemälde schmücken das Sitzungszimmer. Zwei Bilder, die des Grafen von Zedlitz und Trübschler und des Grafen Stosch, hängen bereits seit geraumer Zeit hier. Jetzt sind sieben weitere Bilder hinzugekommen, von denen eins, das seines Vaters, der Herzog von Ratibor geschenkt hat, während die anderen im Auftrage der Provinzialverwaltung von dem Breslauer Kunstmaler Emil Müller gemalt worden sind. Zu beiden Seiten der Eingangstür hängen die Bilder der vier Landeshauptleute Graf von Büdler (1876), von Uthmann (1877 bis 1885), von Klüßing (1886 bis 1894) und von Roeder (1895 bis 1900). Die nördliche Schmalwand zeigt die Porträts der beiden Landtagsvorsitzenden Herzog von Ratibor (1876 bis 1892), Herzog zu Trachenberg (1893 bis 1894) und des Staatsministers Grafen Zedlitz und Trübschler (1879 bis 1881). Die gegenüberliegende Schmalwand ist mit den Bildern des früheren Oberpräsidenten von Seydewitz (1876 bis 1879) und Vorsitzender des Landtages 1895 bis 1896) und des Wirklichen Geh. Rats Grafen von Stosch geschmückt, des gegenwärtigen Vorsitzenden des Provinzial-Ausschusses, der dieses Amt seit dem Jahre 1882 bekleidet.

Jubiläum der Hornstoge in Breslau. Die Loge Horus feierte am 23. Februar das Fest ihres hundertjährigen Bestehens. Sie wurde am 23. Februar 1815 als Tochterloge der Großen Loge von Preußen, genannt Royal York zur Freundschaft, in Breslau gestiftet. Damals entstand eine ganze Anzahl neuer maurischer Bauhütten, in Schlesien allein deren fünf: in Liegnitz, Lauban, Breslau, Beuthen O.-S., Cosel (später nach Gleiwitz übergesiedelt). Wenig bekannt dürfte die Tatsache sein, daß eine große Anzahl Männer, die auf die Wiedergeburt des Vaterlandes einen bestimmenden Einfluß ausübten, z. B. Freiherr von Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Blücher, Fichte, Rüdert, Hippel, Mitglieder des Freimaurerbundes waren.

Statistisches

Fälle von Tollwut in Schlesien. Nach einer statistischen Zusammenstellung von Bißverletzungen durch tolle oder tollwutverdächtige Tiere in Preußen in den Jahren 1908 bis 1911 steht die Provinz Schlesien von den anderen, preussischen Provinzen mit 403 Fällen an der Spitze. Es folgen die Provinzen Ostpreußen mit 229 Fällen, Posen mit 230, Westpreußen mit 84, Hessen-Nassau mit 19, Brandenburg mit 13, Westfalen mit 7, Sachsen mit 6 und Hannover mit 4 Fällen. P. S.

Musik

Aufführung von „La vita nuova“ in Liegnitz. Eine interessante Erstaufführung für Schlesien fand am 4. März in Liegnitz statt, Ermanno Wolf-Ferraris „La vita nuova“ durch die beiden Musikvereine Singakademie und Männer-Gesang-Quartett. Der Text behandelt Dantes schwärmerische Liebe zu Beatrice. Das Werk atmet tiefste Empfindung. Die Lieddichtung als Ganzes ist ein einziger Blütenkranz von quellender Lyrik.

Die Aufführung des musikalischen Wertes gestaltete sich zu einer achtungsgebietenden Kunstleistung. Einen hervorragenden Anteil hatte der prächtige Breslauer Baritonist Hans Hiescher, der seinen Part geistvoll und mit warmem Empfinden durchführte. Die sehr schwierigen Momente der Darstellung des Ekstatischen und Visionären interpretierte er glaubhaft. Den Sopranpart sang mit Geschmack Frau Güntel-Schonert in Liegnitz. Die Orchesterleistungen (Stadtorchester und Regimentskapelle) boten Feinheiten und guten Schluß. Klavier und Orgel lagen in den Händen bewährter heimischer Künstler, des Pianisten Grimm und des Musiklehrers Dellmeyer. Der Dirigent der Aufführung, Musiklehrer Wilhelm Schonert, erntete für sachkundige Leitung, speziell auch der gut geschulten Chorkörper der vorgenannten Vereine, zu denen noch ein starker Knabenchor hinzutrat, lebhaften Dank. Erfreulich war die Tatsache, daß das an zwei Abenden aufgeführte Werk jedesmal vor gänzlich ausverkauftem Hause stattfand. R. M. Schubert

Theater

Die Breslauer Theatersaison. Der langsam zur Küste gehende letzte Theaterwinter, der zweite und letzte der Breslauer Bühnentetarchie Loewe, brachte die bedeutungsvolle Entscheidung, daß vom nächsten Winter ab statt des Stadttheaterpächters Dr. Theodor Loewe der Stadttheaterintendant Waldemar Runge das Szepter führen wird, und er bot eine zweite kaum weniger große Ueberraschung mit der Nachricht, daß Lobe- und Thalia-theater an die Direktoren Meyer und Birron verpachtet worden seien. Nur im Schauspielhause wird also im nächsten Winter noch Direktor Loewe regieren.

Es ist ganz selbstverständlich, daß derartig einschneidende administrative Veränderungen auf das Repertoire nicht ohne Einfluß blieben. Leider übten sie aber vor allem auf das Publikum den denkbar ungünstigsten Einfluß aus, insofern als die chronische Theatermüdigkeit schon einige Monate früher eintrat und geradezu erschreckende Dimensionen annahm. Auch das Stadttheater, das anfangs dank der geschäftsfloren Einführung „ermäßigter Opernpreise“ ganz leidlich abschnitt, hatte schon im Januar darunter zu leiden und mußte zu einem sehr früh veranstalteten „Wagner-Zyklus“ seine Zukunft nehmen. Den „ermäßigten Opernpreisen“ verdanken wir eine stärkere Pflege der Spieloper, von der nach längerer Pause Lorkings „Wildschütz“ und Flotows „Alessandro Stradella“ auf dem Spielplan erschienen. Das Ensemble stand auf einer bemerkenswerten Höhe, die zu überbieten dem neuen Intendanten schwer werden dürfte, zumal er eine der stolze Säulen, die ausgezeichnete Dramatische Frau Mäley-Kemp, an die Berliner Hofoper verliert. Wenig Glück hatte die Direktion mit ihren beiden ersten Novitäten. Kaisers „Stella maris“

erwies sich als eine verspätete, wenig originelle Nachahmung des jung-italienischen Verismus, dessen gelungeneres, neuestes Produkt in Wolf-Ferraris „Schmud der Madonna“ dank der eindrucksvollen Inszenierung Hugo Kirchners ziemlich oft in dieser Saison über die Bretter ging. Die zweite Novität war die bisher nur in Dessau aufgeführte Oper „Monna Vanna“, ein reichlich verspäteter Versuch des Franzosen Henri Février, Maeterlinds unverdient erfolgreiches Renaissance-drama auf der Opernbühne zu neuem Leben erstehen zu lassen.

Das Stiefkind des Breslauer Theaterlebens, das Schauspiel, hatte es in diesem Winter ganz besonders schlecht. Fast jede Woche lud das Lobetheater zu einer Novität, mitunter zweimal wöchentlich zu einer Premiere. Aber „Mein Freund Teddy“, der in Berlin schnell zu einem oft und gern gesehenen Liebling avanciert war, fand in Breslau nur sehr wenig Gunst. Infolge der zahlreichen fünfzigsten Geburtstagsjubiläen, die der literaturgefegnete Jahrgang 1863 zur Folge hatte, gab es im Anschluß an einen Beschluß des Deutschen Bühnenervereins zahlreiche Festvorstellungen. Max Dreyer eröffnete den Reigen mit seinem neuesten, im Verhältnis zu der renommierten, literarischen Vergangenheit Dreyers etwas gar zu leicht geratenen Opus, dem Scherzspiel aus alten Tagen „Der lächelnde Knabe“. Otto Ernst wurde mit einer Aufführung seines besten, aber doch schon langsam verbläsenden Bühnenwerks, dem „Flachsmann“, gefeiert. Hauptmanns fünfzigster Geburtstag wurde mit einer Verpflanzung der „Verfunkenen Glocke“, die seit vielen Jahren draußen im Thalia-Theater zu erkönen pflegte, ins Lobetheater gekehrt. Hermann Stehr sprach einen von ihm verfaßten „Vorpruch“. Der hundertste Geburtstag Otto Ludwigs gab Anlaß, den Geist des für moderne Nerven kaum mehr erträglichen „Erbförsters“ wieder einmal zu beschwören, und der auf Breslauer Bühnen erfreulicherweise seit Jahren Heimatrechte genießende Hebbel kam anlässlich seines hundertsten Geburtstages mit „Genoveva“ zu Wort. „Emilia Galotti“ erfuhr, daß ihre Reize endgültig erloschen sind, „Maria Stuart“ wurde einige Male von der Schuljugend besichtigt, und als nächste Premiere wurden zwei Werke von Karl Schönherr auf den Zettel gesetzt. Beide waren in Breslau nicht unbekannt, weder der wuchtige, aus einem Guß gefertigte Einakter „Die Bildschnitzer“, noch der starke Dreiakter „Erde“. Beide teilten nach wenigen Abenden das Schicksal der meisten Novitäten, und schon am nächsten Sonnabend war wieder Premiere: „Gabriel Schillings Flucht“. Als Retter in der Not wurde dann das „Familienkind“ für einige Abende benutzt, dann domizillierte zur Abwechslung „Der liebe Augustin“ mehrmals im Lobetheater, und schließlich war inzwischen die nächste Novität einstudiert. Sie hieß „Magdalena“ und war das furchtbar ernste Stück des als furchtbar lustig bekannten Dichters Ludwig Thoma. Dieser einzige Zwiespalt des stark gefügten, literarisch wertvollen Bühnenstücks wurde ihm zum Verhängnis; es mußte sehr schnell vom Spielplan verschwinden; so schnell, daß „Wilhelm Tell“ und „Gudrun“ in aller Eile hervorgesucht werden mußten, um über den Zwischenraum bis zur nächsten Premiere hinwegzuhelfen. Diese nächste Premiere war eine Uraufführung, und zwar wurde das Spiel in fünf Akten „Eine fürstliche Maulschelle“ von dem in Breslau geborenen Ernst von Wolzogen, aus der Taufe gehoben. Freilich nur, um nach drei Aufführungen auf Nimmerwiedersehen in der Versenkung zu verschwinden. Der kulturhistorisch sehr interessanten, überaus fleißigen, aber dem modernen Geschmack sehr fern liegenden Geschichte von Hans von Schweinichen und seines fürstlichen, trinkfesten Herrn Jrrfabren, dürfte freilich anderwärts das gleiche Schicksal beschieden sein. Herbert Eulenbergs seltsamerweise des Volksschillerpreises für würdig befundenes Liebestück „Belinde“ errang die bis dahin höchste Aufführungsziffer, etwa fünfzehn. Teils Vor-schriften des Komponisten, teils das begreifliche Ver-

langen, die Existenz des Lobetheaters dem Publikum wieder einmal in Erinnerung zu bringen, mögen für die Aufführung der neuesten Straußoper „Ariadne auf Naxos“ im Lobetheater maßgebend gewesen sein. Die einer gewissen Genialität nicht entbehrende Idee, in den Rahmen des Molliereschen Lustspiels „Der Bürger als Edelmann“ die Doppelhandlung einer seriösen Oper und eines lecken muffikalischen Scherzspiels hineinzu-komponieren, ist von Strauß mit bisher unerreichter Meisterhaft gelöst worden. Seine Melodik ist blühender als je, seine Instrumentationskünste grenzen ans Fabelhafte. Leider bleibt das Hofmannsthal'sche Textbuch hinter dieser grandiosen Leistung weit zurück. Als Weihnachtseinbescherung brachte das Lobetheater kräftige, ungarische Kost in Gestalt des handfesten Reizers „Die Zarin“ von Lengyel und Biro. Strindbergs „Königin Christine“ löste die artverwandte Zarin ab. In der Hauptrolle sahen wir einen Gast, Fräulein Ella Robold aus Hamburg, unserer Ansicht nach eine begabte Durchschnittsschauspielerin. Der Gast hatte ferner Gelegenheit, als Zaza die Lichter blanker Routine funkeln zu lassen. Ungleich erfreulicher war die Bekanntschaft mit dem dänisch-jüdischen Tendenzstück „Hinter Mauern“, das den Kulturkampf der Juden in unseren Tagen mit hohem Ernst und anständigen, künstlerischen Mitteln behandelt. Die lange Reihe der unliterarischen Kostproben eröffnete Stowronnek mit der „Generalsekte“, mit der er aber schon vor der Leutnantsekte Schiffbruch erlitt. Auch Blumenthal erlitt mit seinem „Waffengang“ eine unverdient schnelle Niederlage, und erst Jung-Ungarn, in Person Gabriel Delégnys überhob die Direktion wenigstens vorübergehend neuer Repertoireorgnen. „Der gutshende Frad“ des glücklichen Ungarn ist in der Tat ein amüsantes Kleidungsstück, das es verdient, in Kürze bereits zum fünfundschwanzigsten Male getragen zu werden. Der Pariser Tristan Bernard machte mit seinem „kleinen Café“ bei uns schlechte Geschäfte, während die Herren Hennequin und Veber mit den lecken Un- und Ausgezogenheiten ihrer „Frau Präsidentin“ nicht ohne Glück und die Gunst des Publikums warben. Weniger schön als laut, nämlich mit Revolvergeschüssen, tropischen Angewittern, Fieberdelirien etc., bemühte sich Erich Korn in seinem in Transvaal spielenden Zweiakter „Die Golden Quarry“ um einen Erfolg.

Um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, öffnete Weihnachten auch noch der Zirkus Thalien auf zwei Monate seine Pforten. Unter dem Namen „Schlesische Jubiläumsfestspiele“ gelangten dort unter der artistischen Leitung von Georg Eger in höchst mäßiger Darstellung und völlig unzulänglicher Regie das historische Festspiel „Schlesiens Söhne“ von Dr. Friedrich Eger und das vaterländische Festspiel „Das Volk steht auf!“ von Friß Ernst zur Aufführung.

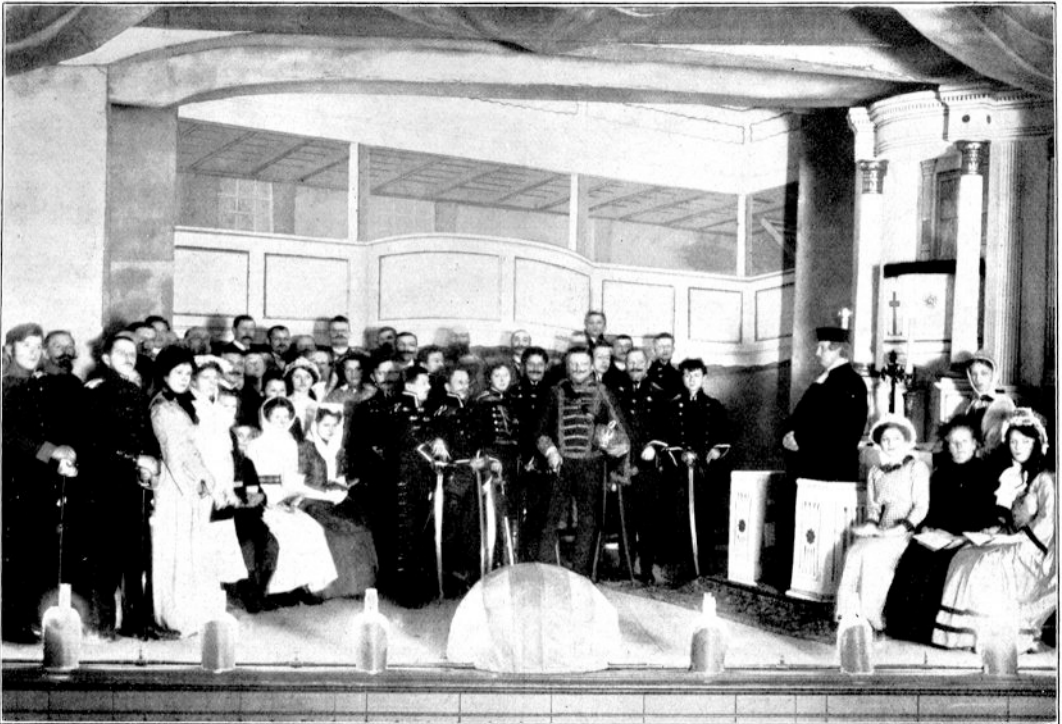
Von den Schicksalen der Operette in diesem Winter wird später die Rede sein.

Friß Ernst

Festaufführung zur Jahrhundertfeier in Münsterberg.

In der alten Herzogstadt Münsterberg veranstalteten Lehrer Paulek, Apothekenbesitzer Schwarzer und Oberleutnant von Szczytowski in Erinnerung an 1813 Festvorstellungen des vaterländischen Schauspiels „Gold für Eisen“ von den bekannten schlesischen Schriftstellern Hans und Herbert Ulrich. Sechzehn Vorstellungen mußten veranstaltet werden; ca. 9000 Personen haben sich „Gold für Eisen“ angesehen. Auch Prinz und Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen waren an einem der Abende von Camenz gekommen.

„Gold für Eisen“ ist kein „Festspiel“ im landläufigen Sinne. Trefflich erfährt und psychologisch scharf ergründet sind die Personen, welche die Dichter auf die Bühne stellen, von gewaltiger Wucht die Massen-Szenen. Ein Vorspiel führt uns in das Festungsgefängnis zu Wesel, in dem die gefangenen elf Schill'schen Offiziere inhaftiert sind. Sie träumen von Freilassung, von neuen Kämpfen,



phot. Makart in Münsterberg

Die Aufführung des Festspiels „Gold für Eisen“ von Hans Herbert Ulrich in Münsterberg

von der Befreiung des Vaterlandes — bis ihnen das Verhalten des Gefängniswärters, der seine eigene Existenz aufs Spiel setzen will, um ihnen ein Entkommen zu ermöglichen, eine Vorahnung ihres wirklichen Schicksals bringt. Und dann verkündet ihnen ein französischer Offizier das von Napoleon unterzeichnete Urteil des Kriegsgerichts. Gefaßt und würdig senden sie ihre letzten Gedanken zur Heimat und ihren Lieben. Der erste Aufzug spielt im Rathhause zu Breslau. Der Aufruf des Königs an sein Volk ist verlesen worden, die Begeisterung setzt sich sofort in Taten um. Die einen bringen Gold und Silber und Waffen, die anderen sich selbst. Besonders in den Vordergrund treten dabei Student Kundmann, der für den Korps schwärmt, und seine von ihm vergeblich umworbene Base Elsa, die die Verlobte eines der hingerichteten Schillschen Offiziere war und nun sich selbst in die Reihen der Kämpfer begeben will. Der zweite Aufzug läßt uns den Kirchplatz zu Rogau und in die Rogauer Kirche sehen. Die Einsegnung der Lühower wird vollzogen, und weiterhin folgt wieder ein Zusammentreffen zwischen der als „Leutnant Treu“ den Lühowern eingereichten Elsa und Kundmann, der die Geliebte nach England entführen und dazu schließlich Gewalt anwenden will, aber verjagt wird. Den Schauplatz des dritten Aufzuges bildet der Wald bei Rixen; dort fällt der als Verräter zu den Franzosen übergetretene Kundmann; dort wird auch Theodor Körner schwer verwundet. Im vierten Aufzuge, der in Leipzig spielt, betritt Napoleon selbst die Bühne. Draußen tobt die Schlacht, und der Eroberer sieht seinen Stern sinken. Ein junger preussischer Offizier, der zu ihm dringen will, um ihn zu töten, wird festgenommen und entwaffnet — resigniert lächelnd begnügt der Korps den Attentäter, der sich als Mädchen verraten hat, und begibt sich auf die Flucht. Auf dem Marktplatz beginnt schon der Siegestrubel der Befreiten, und die Glocken läuten zur Siegesfeier.

Persönliches

Am 5. März beschloß der Schriftsteller **Max Kempner-Hochstädt** in Berlin sein 50. Lebensjahr. 1865 in Breslau geboren, besuchte er das Gymnasium zu Zittau, sowie die Universitäten Berlin und Breslau. Von seinen Theaterstücken sind bemerkenswert: „Das neue Programm“, „Harakiri“ und „Die Notlüge“. Er schrieb eine große Anzahl von Gedichten, Romanen, Novellen und Feuilletons und komponiert auch gelegentlich. Er ist Redakteur von „Mode und Haus“ und der „Großen Modenwelt.“ Verheiratet ist er mit der Rezitatorin und Veranstalterin der Berliner Melodramenabende Martha Dräger.

Kleine Chronik.

Februar

27. An der Vogelkoppe bei Altwasser werden vier Morgen sechzehnjähriger Forst durch einen Brand vernichtet.

27. In Striegau wütet ein mächtiges Schadenfeuer, das die Fabrikbaulichkeiten der Aktiengesellschaft für Bürfstenindustrie zum Teil in Asche legt.

28. Das Kraftwerk an der Talsperre bei Mauer wird in Betrieb genommen, nachdem man das Staubecken mit 12 000 000 Kubikmeter Wasser gefüllt hat.

Die Toten

März

1. Herr Rittergutspächter Heinrich Großer, Oels.
Herr Justizrat Georg Hayn, 54 J., Breslau.
Herr Kreisbaumeister a. D. Karl Thilo, 63 J., Breslau.
Herr Stadtrat a. D. Rudolf Klic, 67 J., Breslau.
4. Herr Gymnasialprofessor Dr. Johannes Kopicz, 70 J., Breslau.

Die reiche Braut

Roman von A. Oskar Klaußmann

(12. Fortsetzung)

„Wer ist dieser Freier gewesen?“ fragte Karl weiter. „Hat er sich um Martha beworben, und was sagt Martha?“

Emma zuckte die Achseln.

„Die sitzt in ihrem Zimmer und weint und beklagt ihr verlorenes Lebensglück!“

Karl wurde ungeduldig.

„Sei vernünftig, Emma, und rede, daß man Dich versteht. Ich habe als Bruder das Recht, in unsere Familiengeheimnisse eingeweiht zu werden!“

„Sieh einer, sieh,“ scherzte Emma, „wie energisch der Herr auftritt! Du bist mir auch der rechte. Der Vater wirft den Freier der Tochter hinaus, und Du prügelst ihn durch. Wie der Vater, so der Sohn!“

Karl sah Emma verständnislos an.

„Ich hätte jemand durchgeprügelt und noch dazu einen Eurer Freier?“

„Nun, so viel ich weiß, hat es vorgestern Abend eine sehr unangenehme Szene gegeben, als Du bei Marxdorf warst.“

„So!“ sagte Karl, „Du weißt davon? Ja, ich habe allerdings den unverschämten Patron, der mich tätlich angriff, schlagen müssen; ich habe es getan, weil er den Vater beschimpfte. Also dieser Kerl hat um die Hand Marthas angehalten, Emma?“

„Ja!“

„Wie kommt er denn dazu?“ fragte Karl entrüstet. „Martha wird doch nicht einen solchen Menschen heiraten?“

Emma zuckte die Achseln wieder und entgegnete:

„Liebe ist blind, lieber Karl. Martha hat Gasda sehr lieb gehabt, und er hat wohl mit ihrer Einwilligung um sie angehalten.“

Karl war verblüfft.

„Ich bin völlig bestürzt,“ sagte er. „Das hätte ich nimmermehr geglaubt! Ich habe nie etwas derartiges bemerkt.“

„Das ist eben immer so,“ erwiderte Emma. „Brüder sind blind, wenn es sich um die Neigung ihrer Schwestern handelt.“

„Das soll hoffentlich kein Vorwurf für mich sein, liebe Emma. Es ist mir allerdings sehr unangenehm, daß ich den Lumpenkerl geschlagen habe, zumal ich jetzt erfahre, daß Martha eine Neigung für ihn hatte; aber ich versichere Dich, bei allem, was mir heilig ist, ich konnte nicht anders; selbst, wenn ich gewußt hätte, daß Gasda sich um Martha be-

wirbt, und daß sie ihn lieb hat, hätte ich nicht anders handeln können. Martha wird mir dies hoffentlich nicht übel nehmen. Jetzt verstehe ich überhaupt alle Redensarten dieses Kerls. Nein, nein, wo hat nur Martha ihre Augen gehabt, als sie sich in diesen Menschen verliebte!“

„Nun, dieser erbärmliche Mensch,“ sagte Emma, „hat wenigstens Martha heute einen Gefallen erwiesen; er hat ihr nämlich einen geradezu nichtswürdigen Brief geschrieben.“

„Und das nennst Du einen Gefallen?“ fragte Karl.

„Die Sache ist doch so einfach, Du blinder Bruder, Du! Martha kann es nicht gleichgültig sein, ob der Mann, den sie liebt, vom Vater hinausgeworfen, vom Bruder durchgeprügelt und aus seiner Stellung entfernt worden ist. Du wirst wohl gehört haben, welche Szene sich gestern in der Schichtmeisterei abspielte. Sie hat doch nun mal den Mann lieb gehabt, und wenn eine Frau liebt, so sieht das anscheinend tiefer als beim Manne. Nun hat Gasda heute an Martha einen erbärmlichen Brief geschrieben, dessen Inhalt so beleidigend ist, daß ich ihn Dir nicht mitteilen kann. Damit hat er jedoch seinen wahren Charakter enthüllt, und das macht es Martha leicht, die Liebe für ihn aus ihrem Herzen zu reißen. Martha ist vernünftig genug, einzusehen, daß sie einem großen Unglück entgangen ist. Welch eine Zukunft wäre ihr an seiner Seite beschieden gewesen? In dem Briefe gibt er ihr das Jawort zurück, beschimpft er den Vater, Dich und die ganze Familie. Natürlich hat der Brief, trotzdem er ja als Heilmittel wirken wird, Martha aufs neue verlezt, und jetzt sitzt sie in ihrem Zimmer und weint, und Mutter leistet ihr Gesellschaft.“

„Und Du bist herzlos und machst Dich darüber lustig!“ entgegnete Karl, um wieder einen scherzhaften Ton anzuschlagen.

„Nein, ich mache keinen Scherz; aber einer in der Familie muß doch den Kopf oben behalten. Es muß doch einer da sein, der die anderen tröstet.“

Dann blickte Emma Karl prüfend an und fuhr fort:

„Ich habe heute schon jemand anders trösten müssen.“

„So,“ sagte Karl, „wer war denn der Unglückliche?“

Emma wies mit einer Schote, die sie in der rechten Hand hielt, hinüber nach dem Nachbargarten.

Karl schien nicht zu begreifen, worum es sich handle.

„Wen meinst Du denn, den Oberschichtmeister?“

Emma lächelte und antwortete:

„Wie schwerfällig doch die Männer sein können! Aber nein, diesmal ist es keine Schwerfälligkeit, sondern etwas anderes. Wenn Du aber anscheinend nicht begreifen willst, kann ich es Dir ja sagen. Ich habe Helene trösten müssen!“

„Was hat sie denn gehabt?“ fragte Karl mit erheuchelter Gleichgültigkeit.

„Sie war verstimmt über einen jungen Mann ihrer Bekanntschaft, einen Jugendgespielen, den sie lange Jahre nicht gesehen hat, und der jetzt nach dem Wiedersehen so eigentümlich gegen sie ist. Gestern war dieser Jugendgespielen zu Tisch drüben, und Helene behauptet, er habe sich um sie gar nicht gekümmert.“

„Anscheinend bin ich also dieses Scheusal,“ entgegnete Karl. „Nun, du hättest Helene sagen sollen, daß sie mir Unrecht tut, daß ich mich in Gedanken sehr viel mit ihr beschäftigt habe, aber daß es etwas gab, was mich davon zurückhielt, mich ihr mit der Unbefangenheit zu nähern, mit der ich es gern getan hätte.“

„Merkwürdig, das habe ich ihr auch gesagt, wenn auch mit anderen Worten. Ich erzählte ihr, wie Du gestern abend, nachdem Du von dem Diner zurückgekommen warst, von der Mutter verlangtest, sie solle Dir den Dukaten geben, den Du vor vierzehn Jahren für die Auffindung Helenens bekommen hast. Ferner erfuhr sie durch mich, daß Du Dir diesen Dukaten henkeln lassen würdest, um ihn zum Andenken an der Uhrkette zu tragen. Du hättest nur sehen sollen, wie vergnügt es Helene machte, als sie das hörte.“

Karl biß sich auf die Lippen und versetzte:

„Und ich kann Dir nur sagen, Emma, daß das sehr unrecht von Dir war!“

Er blickte zu Boden und spielte nervös mit seiner Stiefelspitze im Sande. Emma sah dem Bruder lächelnd an, und es war ein überlegenes Lächeln, wie es die Frau immer auf ihrem Gesichte hat, wenn sie einen törichten Mann durchschaut.

„Es hat sie getröstet, lieber Karl, und deshalb habe ich es ihr gesagt.“

Karl sah die Schwester einen Augenblick an, und äußerte dann mit zur Seite gewandtem Kopfe:

„Ich weiß überhaupt nicht, was das heißen soll! Ich kann doch schließlich nicht gleich Helene um den Hals fallen, wenn ich sie nach einiger Zeit wiedersehe.“

„Warum nicht?“ fragte Emma lustig. „Oder glaubst Du, Helene würde um Hilfe rufen? Nach dem, was ich im Laufe der Jahre beobachtet habe, muß ich annehmen, daß sie dieses „um den Hals fallen“ noch nicht einmal für ein Unglück halten würde!“

Karl war errötet, und seine Verlegenheit erzeugte in seiner Schwester nicht das Gefühl des Triumphes, sondern der Bärtlichkeit. Sie sah den Bruder mit einem warmen Blicke an und sagte, als Karl schwieg:

„Du wirst mir vielleicht den Vorwurf machen, daß ich Dich und Helene zusammenheken will, und wie alle Frauen darauf ausgehe, Ehen zu stiften?“

Karl sah erstaunt auf und bemerkte dann:

„Merkwürdig, Du mußt Gedanken lesen können. Das wollte ich Dir gerade sagen.“

„Ich lese diese Gedanken auch in Deinem Gesichte. Aber wirklich, Karl, ich glaube, ich sehe schärfer als Du, und wenn es sich um Helene handelt, bist Du blind. Wenn ich noch nicht gewußt hätte, daß Du Dich sehr für sie interessierst, so würde mir dies Dein Betragen in diesem Augenblicke verraten. Wie es um Dich stand, wußte ich aber schon, als Du vor drei Tagen nach der ersten Begegnung mit Helene zu uns in das Zimmer kamst und entzückt warst über die Schönheit und Anmut des Mädchens. Als ich heut vormittag Helene diese Szene erzählte, hat sie Freudentränen vergossen.“

Karl sprang auf.

„Das hast Du getan?“ fragte er. „Du hast wirklich diese Taktlosigkeit begangen?“

„Ja, das habe ich getan,“ antwortete Emma mit einer Ruhe, die Karl noch mehr empörte.

„Dann hast Du Dich kindisch benommen, Emma!“

Karl setzte sich nieder und bemühte sich vergeblich, wieder ruhig zu werden. Die unverbesserliche Emma lächelte wieder und erklärte:

„Ich weiß, ich bin ein dummes Mädel, und Du bist ein hochgelehrter Mann. Aber in Liebesangelegenheiten sind Frauen die einzigen Doktoren, und die Männer so unbeholfen, daß sie Gott danken können, wenn sie verständige Schwestern haben, die ihnen beispringen! Lieber Karl, laß uns ganz vernünftig reden, soweit das bei Deinem jetzigen Zustande möglich ist. Wenn Helene Dir gleichgültig wäre, so hätte Dich meine Mitteilung von vorhin amüsiert, Du hättest Dich vielleicht sogar geschmeichelt gefühlt. Statt dessen aber

explodierst Du. Du bist verliebt, lieber Karl, und Helene liebt Dich wieder.“

„Und Du bist eine unausftehliche Schwägerin“, entgegnete Karl, aber nicht mehr ernst, „und willst mir Dinge aufschwätzen, wovon ich selbst nichts weiß.“

„Ich glaube, Du bist Dir darüber nur noch nicht klar! Sei vernünftig, Karl! Helene ist ein liebenswertes Mädchen; sie liebt Dich, und Du liebst sie. Mach ihr nicht das Herz schwer, tritt vor sie hin, gib ihr die Hand und sprich . . .“

„Derwegen halber keine Feindschaft nicht!“ ergänzte Karl. „Nein, Emma, so lassen wir uns doch nicht wie eine Schachfigur hin- und herschieben. In derartigen Angelegenheiten handle ich nach meinem Ermessen. Und nun werde ich mich gerade zurückhaltend zeigen!“

Emma lächelte, und auch Karl konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Ich will doch“, sagte er, „zu Martha hinaufgehen und ihr ein paar tröstende Worte sagen.“

„Tu das nicht!“ bat Emma. „Wenn du willst, werde ich ihr Deinen Trost übermitteln. Du weißt, Martha ist ein eigenartiger Charakter. Sie fühlt sich verletzt, wenn man ihr Mitleid zeigt. Martha ist selbst zu klug, um sich nicht zu sagen, daß sie überwinden muß und zwar möglichst bald. Laß sie nur in Ruhe! Mag sie sich ordentlich ausweinen; bis zum Abend muß sie doch damit fertig sein; denn wenn Vater sieht, daß sie verweinte Augen hat, dann gibt es unangenehme Szenen im Hause. Da kommt Helene! Sie kommt wie gerufen.“

Karl sprang auf und sagte:

„Da fällt mir ein, ich habe einen höchst wichtigen Brief zu schreiben,“ und im nächsten Augenblicke lief er, ohne die Ankunft Helenes abzuwarten, mit geradezu komischer Eilfertigkeit davon. Das laute Lachen Emmas tönte hinter ihm her.

In seinem Zimmer ging Karl erregt auf und ab. Er hörte durch die geöffneten Fenster die Stimmen der beiden Mädchen und wagte nicht, an das Fenster zu treten; denn er fürchtete, sein Blick könne dem Helenens begegnen.

Nein, wirklich, Emma war auch zu töricht gewesen, daß sie Helene soviel von den Gefühlen des Bruders verraten hatte!

Und doch hatte sie ja nur die Wahrheit gesagt!

Karl hörte, wie sich Helene verabschiedete, und vorsichtig an das Fenster tretend, sah er, wie sie die Verbindungstür zwischen den beiden Gärten mit ihrem Schlüssel öffnete, in den Garten ihrer Eltern zurücktrat, und bald darauf im Beamtenhause verschwand.

Welch ein Narr er doch gewesen war! Was mußte Helene von ihm denken! Unergerlich

setzte sich Karl an den Tisch, um einen Brief zu schreiben. Nach einer Viertelstunde warf er die Feder weg, obgleich er noch keine zehn Worte geschrieben hatte.

So feierlich war ihm zumute! Es war ihm, als klängen Sonntagsglocken um ihn, ernst und weihervoll; als klängen sie in seinem Herzen, in seiner Brust!

Ja, er liebte Helene!

Jetzt wußte er es. Er liebte sie rein, innig, heiß und tief und ohne jeden Nebengedanken. In dieser Stunde konnte ihn selbst der Gedanke an die Spekulation des Vaters auf eine reiche Heirat mit Helene nicht stören.

Nein, seine Liebe war rein!

Stunden waren vergangen!

Die Arbeitsglocken, die den Abendschichtwechsel verkündigten, klangen.

In unverfälschtem Oberschlesisch sangen sie nach der Meinung des Volkshumors den Text:

Bergmanni
Galgani
Hutnici
Zboynici.*)

Karl erwachte zur Wirklichkeit! Hatte er geträumt?

Ein Klopfen an der Tür ertönte. Karl hatte sich eingeschlossen, um ungestört zu sein.

„Nun hat er sich gar eingeschlossen!“ erklang Emmas lustige Stimme hinter der Tür. „Ich glaube gar, der große Mensch fürchtet sich! Macht auf, gelehrter Herr!“

Karl öffnete lächelnd.

„Ich habe gearbeitet!“ erklärte er mit einiger Verlegenheit.

„Komm nur mal in unser Zimmer hinüber!“ rief Emma und ging dem Bruder über den Hausflur voran.

Karl folgte mit einiger Neugier. Er glaubte, er würde Martha in dem Zimmer finden und fand — Helene. Sie stand an dem Tische in der Mitte des Zimmers vor einer aufgeschlagenen Mappe mit Photographien. Sie errötete, und Karl überkam ein freudiger Schreck.

„Ich habe Dich gerufen, damit Du Dir auch diese Sammlung von Photographien ansiehst, die Helene herübergebracht hat, um sie uns zu zeigen!“ bemerkte Emma.

Karl trat an den Tisch, und Helene schob ihm die Mappe zur Ansicht hin.

In demselben Augenblicke hörte man, wie unten vom Hausflur her die Stimme Frau Siegners „Emma, Emma!“ rief.

„Was gibt es denn?“ fragte Emma.

*) „Die Bergleute sind Gauner, die Hüttenleute sind Räuber“.

„Entschuldigt mich einen Augenblick!“ Dann riß sie die Tür auf, schrie eine Antwort hinunter und lief die Treppe hinab.

Als sie unten war, begegnete sie dem Vater, der zur Haustür hereintrat.

„Was kommst Du denn so die Treppe herabgestürzt?“ fragte er in seiner stets mahnenden Art und Weise.

„Mutter hat mich gerufen, und oben in unserer Stube sind Helene und Karl allein. Ich will gleich wieder hinauf!“

„Bleib nur unten!“ sagte Siegner scharf und befehlend. „Ich gehe selbst hinauf!“

Emma verschwand in der Tür des Wohnzimmers, und Siegner stieg die Treppe empor.

Mit Welch leisen, vorsichtigen Schritten tat er das aber!

Im Zimmer oben standen sich plötzlich Helene und Karl allein gegenüber.

Legte sich nicht eine Wolke um sie, die sie abschloß von der Außenwelt in beseligendem Alleinsein?

Einen Augenblick standen sie sich stumm gegenüber.

Dann holte Karl tief Atem und sagte:

„Emma erzählte mir, daß Sie mich betreffs meines gestrigen Verhaltens mißverstanden haben!“

Helene lächelte.

Es war ein mildes, liebliches Lächeln, das ihr zartes, schönes Gesicht verklärte.

„Dieses Mißverständnis hat wohl nur einen Augenblick bestanden!“ entgegnete Helene halblaut, und doch klang ihre Stimme tiefer als sonst, feierlicher, ernster.

„Ich danke Ihnen!“ sagte Karl mit eigentümlich vibrierender Stimme. Diese Worte waren ganz unmotiviert! Unmotiviert war es auch, daß er in diesem Augenblicke zu Helene trat und ihre Hand ergriff. Unmotiviert war es, daß Helenens Augen sich mit Tränen füllten, und daß eine Träne brennend heiß auf die verschlungenen Hände fiel.

„Helene! Mein Lieb!“ sagte Karls zitternde Stimme.

Schluchzen und Stammeln antwortete ihm.

Zwei Menschenkinder hielten sich in selbigem Rausch umschlungen, und zwei Lippenpaare fanden sich zum ersten Kusse.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür, und Siegner trat in das Zimmer. Er kam so präzis wie der Schauspieler auf der Bühne.

Er hatte unzweifelhaft an der Tür gehorcht.

Das wurde für Karl erst später, bei ruhigem Nachdenken zur Gewißheit.

Einen Augenblick sträubte sich Helene beim Eintritt Siegners in den Armen Karls, als

wollte sie sich ihm entwinden, dann schien sie sich eines Besseren zu besinnen.

Mit glückstrahlenden Augen, mit leuchtendem Gesicht trat sie dem alten Manne entgegen und sagte:

„Unsere Herzen haben sich gefunden! Segnen Sie uns, Vater!“

Es gibt einen Zauberklang der Menschenstimme, dessen Einwirkung sich in gewissen Augenblicken niemand entziehen kann, und sei es auch ein sonst berechnender und selbstsüchtiger Mensch.

Auch Siegner fühlte sich gegen seinen Willen ergriffen.

Er legte seine rechte Hand auf die verschlungenen Hände Helenens und Karls, und mit einer bei ihm ungewohnten Weichheit des Tones sprach er:

„Gott segne Euch, meine Kinder!“

Er schien einen Augenblick mit der Rührung zu kämpfen; dann fuhr er fort:

„Gott sei Dank, daß es so gekommen ist! Ihr waret für einander bestimmt. Sie, Helene werden Karl glücklich machen, und Karl wird nie vergessen, daß es jetzt nur noch eine Aufgabe für ihn gibt, Sie glücklich zu machen. Erinnert Euch für Euer ganzes Leben dieser Stunde, meine Kinder!“

IX.

Er hatte erreicht, was er wollte!

Alles war gelungen! Alles, was er gewünscht hatte, war in Erfüllung gegangen!

Fehlschläge schien es für ihn überhaupt nicht zu geben!

Wah, Fehlschläge! Die sind für die Narren, die es nicht verstehen, das Schicksal zu gestalten.

Siegner hatte es verstanden, das Leben seines Sohnes so zu leiten, sein Schicksal so zu lenken, wie er es gewünscht hatte, und nun war alles erreicht.

Es waren vier Tage verstrichen, seitdem die Erklärung zwischen Helene und Karl erfolgt war. Es war in der Abendstunde, und Siegner saß allein in der Wohnstube, um die Zeitung zu lesen. Da er nicht gestört zu werden wünschte, hatte sich seine Frau zu den Mädchen nach dem Oberstock begeben, und Siegner war mit seinen Gedanken allein.

Immer wieder las er eine Stelle in der in Beuthen erscheinenden „Oberschlesischen Grenzzeitung“, welche lautete:

„Dem hiesigen Gericht ist der Referendar Dr. jur. Karl Siegner zur Ausbildung bei der Staatsanwaltschaft überwiesen worden.“

Ja, Karl war seit zwei Tagen in Beuthen und hatte bei Ewers eine Wohnung gefunden, wie er sie nur wünschen konnte.

(Fortsetzung folgt)

Kunst und Kunstpfllege

REDAKTION
CONRAD BUCHWALD

Die Ausstellungen zur Jahrhundertfeier der Freiheitskriege in Breslau 1913

In den zwei Jahren, seitdem wir nicht ohne Genugtuung berichten konnten, die hier zuerst — schon 1908 — ausgesprochene Anregung, zur Jahrhundertfeier der Freiheitskriege in Breslau 1913 eine große kunst- und kulturhistorische Ausstellung zu veranstalten, sei auf guten Boden gefallen, die Stadtgemeinde Breslau habe selbst die Ausstellung zu veranstalten beschlossen, seitdem ist fleißig von vielen Seiten für den Plan und an ihm gearbeitet worden. Eine sehr wichtige, man kann sagen die Ausstellung rettende Entscheidung war die, sie nicht, wie zuerst beabsichtigt, in den Umgang oder Ring der großen Halle zu verlegen, sondern ein eigenes Gebäude — und kostete es auch neue 400 000 Mark — dafür zu errichten, neben der Riesen-Festhalle, die jetzt den etwas sonderbaren Namen „Jahrhunderthalle“ erhalten hat. Sehr passend reiht sich an diese historische Ausstellung, die im Mittel-

punkte des Interesses stehen wird, eine allgemeine deutsche Gartenbauausstellung von großer Ausdehnung und mit vielseitigem Programm. Innerhalb dieser und daran anschließend sind andere Ausstellungen, auch dramatische, musikalische, sportliche Vorführungen besonderer Art vorgesehen.

Breslau wird also ein volles halbes Jahr, von Mai bis Oktober, zum ersten Male als Ausstellungsstadt eine Anziehungskraft auf Nah und Fern ausüben oder auszuüben versuchen. Denn daß das wirklich groß gedachte, mit Millionen rechnende Unternehmen nicht nur von lokaler Bedeutung ist, sondern an ganz Deutschland zum mindesten sich wendet, muß nachdrücklich betont werden.

Es wird sich zeigen, ob die Stadt als solche, nicht etwa die Stadtverwaltung, reif war, eine derartige für sie völlig neue Aufgabe, die die mannigfachsten Faktoren in Bewegung setzt, zu



Innenplakat von W. Woelke in Gießen



Die Jahrhunderthalle in Breslau
Entwurf von Stadtbaurat Berg

lösen, eine Aufgabe, die Städte von gleicher Größe, aber auf älterem Kulturboden wie die Hauptstadt Schlesiens längst gelöst haben und zwar fast stets zu eigenem Nutz und Frommen. Ob es vorteilhaft war — denn schließlich hat ein ideales Unternehmen wie diese Jahrhundertfeier, auch eine geschäftliche Seite — diese umfangreichen und verwickelten Geschäfte den unvermeidlich bürokratischen Weg durch städtische Dienststellen gehen zu lassen, mögen Volkswirtschaftler entscheiden; jedenfalls war in diesem Falle allein schon der Rückhalt, den die Stadtgemeinde bei der Bitte um Leihgaben für die historische Ausstellung bot, von unschätzbarem Werte.

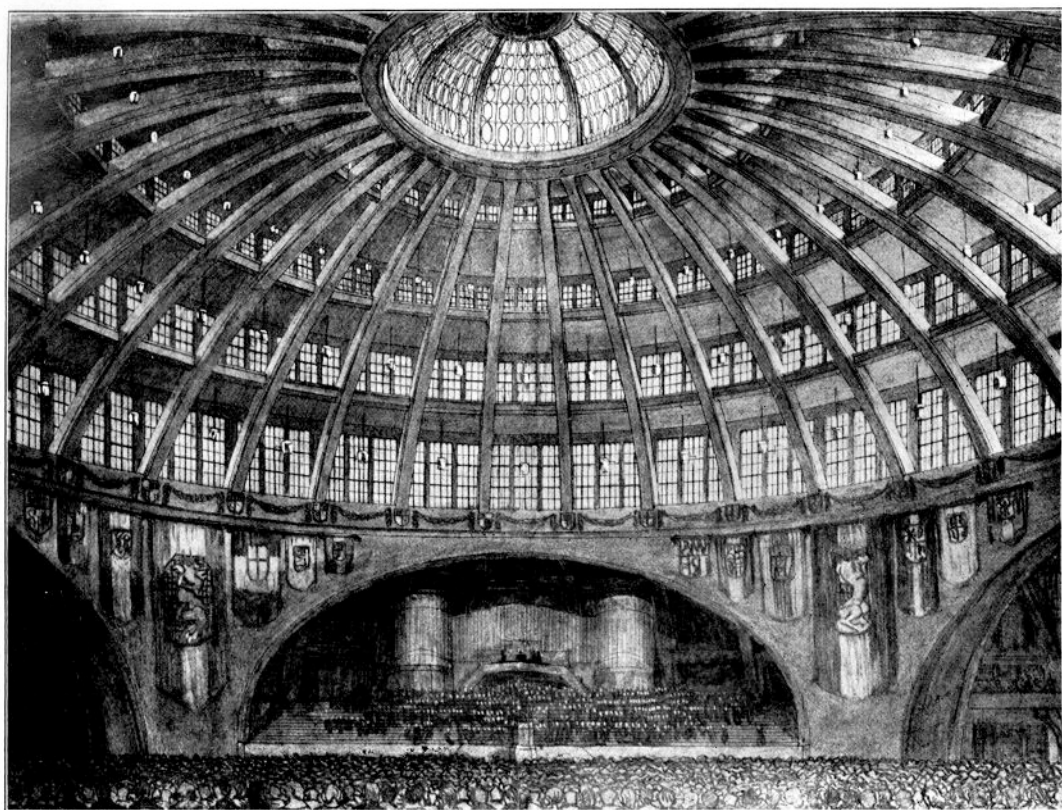
Es wird sich ferner zeigen, ob die Bürgerschaft Breslaus in sich die notwendigen Kräfte stets bereit hat, die durch die bleibenden Bauten auf dem Festplatze gegebene Ausstellungsmöglichkeit mit Gewinn dauernd auszunutzen. Doch das sind Zukunftsjorgen!

* * *

Die Beilage Nr. 27 gibt ein Bild des wichtigen Festplatzes, der sich auf der ehemaligen Rennbahn in Scheitnig und darüber hinaus in einer Ausdehnung von 75 Hektar erstreckt, umfäumt und durchzogen von schönen Parkanlagen mit alten Bäumen, mit Wiesen und Wasserläufen. Durch eine Straße, eine Baum-

allee, den Grüneicher Weg, wird es in zwei Teile zerlegt, die aber durch Brücken verbunden sind. Auf dem kleineren, südlichen Teile (der später der Vergrößerung des Zoologischen Gartens dienen soll) liegt wohlweislich abseits der bei Volksfesten nicht zu umgehende Vergnügungspark. Durch eine architektonische Aufteilung des Platzes und künstlerische Überwachung seiner Bauten soll er einen vornehmeren Charakter haben als gewöhnlich.

Den nördlichen Teil beherrscht selbstverständlich die Jahrhunderthalle, ein großer zentraler Kuppelbau, innen gegliedert durch vier große Bögen, die einen Ring tragen, von dem aus sich 32 Rippen nach der Spitze zu ziehen. Außen ist der Bau, wie das Bild zeigt, terrassenförmig abgestuft; die Wände bis auf die notwendigen Konstruktionsteile sind vollständig verglast. Das kühne und eigenartige, im Innern besonders wuchtig wirkende Baudenkmal ist nach einem Entwurfe des Stadtbaurats Berg unter Leitung des Stadtbauinspektors Dr. Trauer von Dyckerhoff und Widmann in der verhältnismäßig kurzen Zeit von anderthalb Jahren erbaut worden und bedeutet einen neuen Triumph des Betonbaues. Die Kuppel hat eine Spannweite von 65 Meter, während die beiden bisherigen größten Kuppeln, die des Pantheons in Rom nur 43 Meter und die der Hagia Sophia in Konstantinopel gar nur 31



Innere der Jahrhunderthalle in Breslau
mit der größten Orgel der Welt

Meter messen. Mit dieser Kuppelkrönung steigt die Halle auf eine Höhe von 42 Meter und umfaßt mit den Anbauten eine Fläche von 10 000 Quadratmetern. So kann sie etwa 10 000 Menschen zugleich Platz gewähren. Gedacht ist sie nicht nur als Versammlungsraum — über 200 Kongresse sind für dieses Jahr angemeldet —, sondern mit der größten Orgel der Welt ausgestattet zunächst hauptsächlich als Schauplatz großer szenischer, musikalischer und sportlicher Vorführungen. Zunächst wird Max Reinhardt seine Regiekunst an einem Festspiel Gerhart Hauptmanns von neuem erproben, das dieser soeben vollendet hat; dann ist auch eine Aufführung der achten Mahlerschen Symphonie, der sogenannten „Symphonie der Tausend“, vorgesehen.

Eine groß angelegte Zufahrtsstraße mit einem mächtigen Eingangstor führt auf die Halle zu. Links von dieser Straße liegt das Ausstellungsgebäude, rechts das dreiflügelige Verwaltungsgebäude mit dem gleichfalls provisorischen Bau für die Ausstellung des Schlesischen Künstlerbundes davor. Diese Ausstellung wird Gemälde und graphische Arbeiten der Mitglieder des Bundes enthalten, auch einen kleinen Raum für Werke alter schlesischer

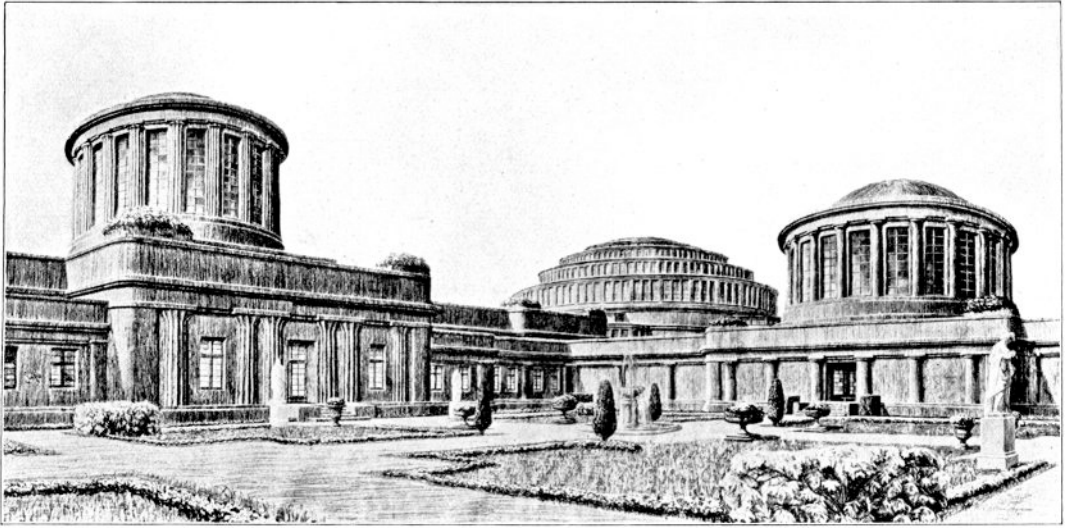
Kunst. Die Entwürfe für alle diese Bauten stammen von Professor Boelzig, dem Leiter der königlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau.

Am den Nordeingang der Halle schließt sich das Hauptrestaurant, das terrassenartig zu einem künstlich geschaffenen, $1\frac{1}{2}$ Morgen großen See abfällt, der von einer malerische Durchblicke gewährenden Pergola umsäumt ist.

Den übrig bleibenden Raum, etwa 40 Hektar, nimmt die Gartenbau-Ausstellung ein.

Sie umfaßt historische Gärten, moderne Sondergärten, einen japanischen Garten, einen Kolonialgarten mit einer Kolonialausstellung, einen botanischen Garten, Schulgärten und Baumschulen, Gewächshausbauten, große wechselnde Ausstellungen von Orchideen, Rosen, für die ein auch architektonisch gegliedertes „Rosarium“ angelegt ist, Dahlien, Chrysanthemen, Obst und Gemüse, auch eine Ausstellung für alte und neuzeitige Friedhofskunst.

Historische Gartenanlagen zu schaffen, ist ein Gedanke, der schon öfter auf Gartenbauausstellungen verwirklicht worden ist, doch bisher wohl nur immer in Dioramen, zum Teil mit künstlichen Pflanzen und gemalten Hintergründen. Aber die hier geschaffenen



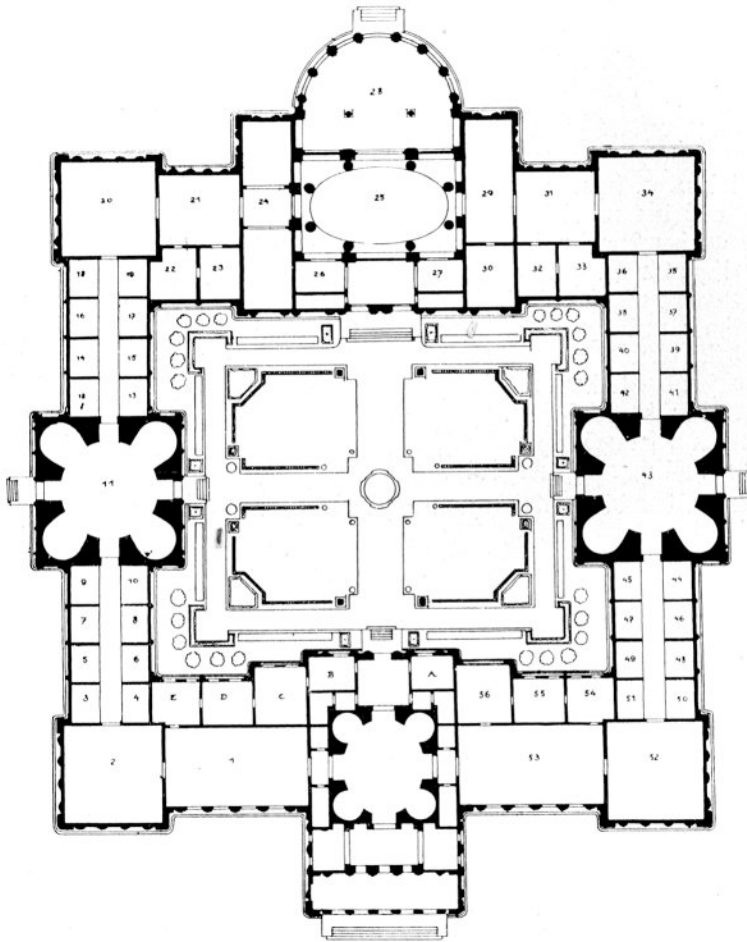
Hof des Gebäudes für die historische Ausstellung
Entwurf von Professor Hans Poelzig
(Im Hintergrunde die Jahrhunderthalle)

historischen Gärten werden dem Publikum zugängliche Anlagen nach Plänen aus alter Zeit sein, deren Bepflanzung, soweit möglich, nur die Pflanzenarten umfassen wird, die in den Gärten der betreffenden Periode wirklich gezogen wurden. Solcher Gärten sind sechs geplant: ein romanischer, ein gotischer, zwei Gärten der Renaissancezeit, eine Anlage im Barock- und eine im Empirestil.

An der Ausstellung für Friedhofskunst, die ihrem Umfange nach alle bisherigen ähnlichen Veranstaltungen weit übertrifft und in harmonischem Zusammenklang von Architektur und Gartenkunst Vorbildliches leisten will, beteiligt sich der Schlesische Bund für Heimatschutz und zwar durch die Ausstattung eines Dorffriedhofes. Hierfür sind gute Grabmalentwürfe an Handwerksmeister zur Ausführung vermittelt worden; auch eigene einzureichen sind diese aufgefordert worden. In der Mitte des Friedhofs wird die in ihrem Bestande bedrohte Schrothholzkirche von Randzsin in Oberschlesien neu aufgebaut und von Schülern der königlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe ausgemalt und eingerichtet. Die Kirche geht später in den Besitz und die Pflege der Stadt Breslau über; so wird sie ein dauernder Schmuck des Scheitniger Parkes bleiben.

Auch ein Naturtheater für 1200 Zuschauer und ein provisorischen Bau liegen im Bereiche der Gartenbauausstellung, der außer einem Weinrestaurant, Läden, Beratungszimmern in seinen mittleren Teil eine Ausstellung für Gartenkunst aufnehmen wird. Hier werden Gartenarchitekten und viele deutsche Städte, Pläne, Perspektiven, Bilder und Modelle ihrer gärtnerischen Anlagen ausstellen.

Den Mittelpunkt aller Veranstaltungen aber bildet die große kunst- und kulturhistorische Ausstellung, ein ideales Museum der Befreiungskriege gewissermaßen, mit Leihgaben aus ganz Deutschland und aus den mit Preußen damals verbündeten Staaten, das die Ereignisse und Kultur der Zeit, in der sie sich abspielten, uns deutlich und fesselnd vor Augen führen soll. Noch nie ist eine rückschauende Ausstellung in derartigem Umfange und mit solchen Opfern an Geld und Arbeitskraft unternommen worden. Nach dem klaren Programm, das der auch von uns genau vor Jahresfrist veröffentlichte „Aufruf“ zur Beschickung der Ausstellung enthielt, ist bis heute ununterbrochen und unermüdlich gearbeitet, gesammelt und geworben worden, seitens einer Reihe bewährter Fachmänner und Spezialisten für die einzelnen Abteilungen unter Leitung Professor Dr. Masners, dem, wie wir früher schon mitteilten, vom Magistrat der Stadt Breslau dieses Amt übertragen wurde. Und wenn auch nicht alle Türen sich aufstauten, an die geklopft wurde; im großen und ganzen hat die Opferwilligkeit die Besitzer von Andenken und Kunstwerken jener Zeit der nicht nachgestanden, die einst „Gold für Eisen“ gab. Kaiser Wilhelm II., Kaiser Franz Joseph I., der russische Kaiser, der König von Schweden, fast alle deutschen Bundesfürsten, viele österreichische Erzherzöge, viele öffentliche und private Sammlungen, Museen, Archive, Bibliotheken in Deutschland, Oesterreich, Rußland, Schweden, England, die noch lebenden Nachkommen der großen Männer jener Zeit haben zur Verfügung gestellt, was erbeten wurde. Besonderer Wert wurde darauf gelegt,



Grundriß des Gebäudes für die historische Ausstellung

nur Originale zu erhalten, keine Ab- oder Nachbildungen.

Das Ausstellungsgebäude aber, das so viele unschätzbare Werte aus vielen hundert Jahren in vollkommener Sicherheit bergen soll, ist nach langen Beratungen mit der Ausstellungsleitung entstanden, ein bewundernswertes, baukünstlerisches Werk Hans Poelzigs, das nach der vollkommenen Vollendung noch besonders zu würdigen sein wird. Der Grundriß des eingeschossigen Baues hat annähernd die Form eines Quadrates, dessen vier Seiten in der Mitte durch Hauptsäule betont sind, die sich auch äußerlich durch die sie bekrönenden, hochgeführten Kuppeln, drei runde und eine ovale, markieren. Alle Konstruktionsteile, die als kannellierte Säulen ausgebildeten Stützen und die Balken, sind aus Beton errichtet, die füllenden Wände aus Ziegeln, die einen zum Hellgrau des Betons passenden farbigen Abputz erhielten. Eine breite Säulenhalle bildet den Eingang. Räume von verschiedener Gestalt, Ausdehnung

und Höhe, Räume mit Seiten- und mit Oberlicht folgen aufeinander, wenn auch durch praktische Forderungen bedingt, so doch in einem fein berechneten, rhythmischen Wechsel. Die vier Flügel des Gebäudes umschließen einen Hof, der in der Mitte mit einer Athlensstatue geziert als Garten vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ausgebildet wird und so den Abschluß der anstoßenden, schon erwähnten historischen Gärten der Gartenbauausstellung bildet.

Das Gebäude umfaßt 56 Räume, in die der Inhalt der Ausstellung folgendermaßen verteilt ist. Die ersten 23 Räume sind den beiden ersten Abteilungen der Ausstellung gewidmet, d. h. also den führenden Persönlichkeiten der Zeit der Freiheitskriege und dem Heereswesen. Die Fürsten, Heerführer, Staatsmänner, Dichter, Künstler und hervorragenden Frauen jener Zeit werden in Porträts und wertvollen Andenken an sie gewissermaßen wieder lebendig gemacht, die Bewaffnung und die Uniformen der verschiedenen Heere in Originalen und

bildlichen Darstellungen zur Anschauung gebracht. Ein großer Repräsentationsraum zu Anfang enthält die lebensgroßen Bildnisse der verbündeten Monarchen, der anstoßende Saal ist dem preußischen Königshause, der nächste große Kuppelraum dem preußischen Heereswesen gewidmet. Dieses wird u. a. in neun Uniformfigurinen gezeigt, auf deren wissenschaftliche Genauigkeit ebenso großer Wert gelegt wurde, wie auf die künstlerische Ausführung. Es sind acht lebensgroße Figuren zu Fuß und ein Reiter mit in Holz geschnitzten und bemalten Köpfen und besonders modellierten Körpern. Ferner erhalten das Heerwesen der kleineren deutschen Staaten, das österreichische, russische, schwedische, eine Sammlung französischer Waffen des Wiener Malers Hollizer eigene Räume.

Die dritte Abteilung, der die nächsten neunzehn Räume vorbehalten sind, zeigt die Ereignisse vom Ende des Feldzuges nach Rußland bis zum zweiten Pariser Frieden wie in einem großen Bilderbuche mit hauptsächlich zeitgenössischen Darstellungen. Hier dominiert wieder architektonisch ein großer, von Säulen innen getragener Kuppelsaal; er wird uns „Breslau im Jahre 1813“ in Form eines dreiteiligen Panoramas von Max Wislicenus und einzelne Stadtbilder vorführen, auch die Bildnisse der Persönlichkeiten, die damals in der Stadt eine Rolle spielten. Am Ende dieser Räume aber steht der vierte und letzte Kuppelsaal, der als Gedenthalle für die Gefallenen der Befreiungskriege stimmungsvoll hergerichtet wird. In der Mitte erhebt sich ein Gipsabguß des Berliner Scharnhorstdenkmals, in einem Fries unterhalb der Kuppel stehen Namen hervorragender Männer, die 1813 „mit Gott für

König und Vaterland“ in den Tod gegangen sind, und an den Wänden der vier Nischen hängen Gedächtnistafeln mit den Namen der schlesischen Kriegsgesellen, Tafeln, wie sie in mannigfacher Gestalt noch vielfach in Kirchen unseres Landes sich finden.

Den Inhalt der vierten Abteilung, die die noch übrig bleibenden Räume füllt, bilden das Leben und die Kunst der Zeit. Hier hat man sich nicht auch auf die drei Jahre der Kämpfe und Siege beschränkt, sondern die ganze Zeit des Empirestiles mit einbezogen, seine Kunst und sein Kunsthandwerk. Der hohen Kunst ist ein großer Saal mit Gemälden und Skulpturen der bedeutendsten Künstler jener Zeit — man denke an Schinkel, Schadow, Cornelius, Koch, Reinhardt, Overbeck, Schnorr von Carolsfeld, Friedrich, Kersting, Rügelen, Tischbein, Robell, Heß, Füger, Dannecker, Ohmacht, Canova — gewidmet. Das Kunstgewerbe wird sich in Einzelstücken der verschiedenen Techniken, wie in vollständigen Innenräumen glanzvoll präsentieren; den Münzen, Medaillen und Orden ist ein eigener Raum zugebaut.

Nach diesem vorläufigen Ueberblicke schon wird man verstehen, daß es nicht zu viel gesagt ist: Diese Ausstellung ist geeignet, die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich und die Stadt Breslau zu lenken. Die Ausstellung in Königsberg war nur ein Auftakt dazu, und die kleinen Lokalausstellungen, wie man sie in Berlin im Märkischen Museum und an vielen anderen Orten unseres Vaterlandes zum Gedächtnis der Befreiungskriege in diesem Jubiläumsjahre veranstaltet hat und veranstalten wird, können und wollen sich auch nicht mit der Breslauer Ausstellung messen.



James Marshall in Breslau

Von Josef Wehowsky in Breslau
Nach unveröffentlichten Quellen

„Wenn ein Künstler heiratet, so setzt er alles auf eine Karte und verliert meistens alles, auch seine Kunst, bevor er dreie gezählt hat.“ (College Crampton Akt II.) Ein ungerichtetes und unwahres Wort. Der es gesprochen, hat trotzdem keine Lüge gesagt. Darin liegt die Tragik seines Lebens, nicht so sehr die Tragik des Hauptmannschen Crampton, als vielmehr die seines Prototyps, James Marshalls.

Dieser — im Haag am 5. Februar 1838 geboren — hatte sich auffallend frühzeitig und rasch die Gunst des Publikums in Deutschland erworben. Angesichts seines Bildes „Tartini's Traum“ in der Schackgalerie in München wurden Urteile laut, die dem Künstler eine glänzende Zukunft prophezeiten. Bonaventura Genelli, damals der besten einer, schreibt an Herrn von Schack darüber: „Daß des genialen Marshalls Bild, welches ich vor ein paar Wochen sah und jetzt wohl fertig sein mag, Ihrem Kunstsinne zuzusagen werde, da es in jeder Hinsicht wohl konzipiert, wohl studiert und lebendig gemalt und gefärbt ist — glaube ich nicht bezweifeln zu dürfen, aber wohl bezweifeln dürfte ich, daß es Maler gibt, die aus diesem schwierigen Gegenstande ein so interessantes Bild hervorgebracht hätten. — Ich entsinne mich, daß auch mich dieser Vorwurf einst beschäftigte, doch mir durchaus nicht gelang.“

In der Zeit seines Dresdener Aufenthaltes vom Jahre 1870 an ergingen an Marshall bedeutende und ehrenvolle Aufträge, zuletzt die Aus schmückung der Albrechtsburg in Meißen.

Noch mit dieser Arbeit beschäftigt, wendet er sich an den Baurat Lüdecke, Direktor der Kunstschule in Breslau, seine Berufung dorthin als Professor zu betreiben. Lüdecke antwortet: „Der Titel Professor wird sich erst dann beantragen lassen, wenn Sie einige Zeit an hiesiger Anstalt gewirkt haben werden, in Anerkennung von Leistungen aber jedenfalls nicht lange ausbleiben“, und beruhigt den Künstler, der für die Vollendung seiner Auf-

gabe in der Albrechtsburg bangt, „große Sommerferien haben wir mit der Universität gleich vom 15. August bis zum 15. Oktober, also volle acht Wochen, so daß sich die Fortsetzung der Arbeiten in Meißen sehr wohl arrangieren läßt.“ Drei Monate nach diesem Schreiben erhält James Marshall unter dem 15. Februar 1878 das Anstellungsdekret. Gensel, der anlässlich des Todes Marshalls in der „Zeitschrift für bildende Kunst“ (N. F. XIV. 1903,

256) einen Gedächtnisartikel veröffentlichte, gibt hier ein falsches Datum an, ebenso irrt er, wenn er Marshalls Uebersiedlung auf das Jahr 1879 verlegt; denn Marshall beginnt seine Tätigkeit in Breslau schon im Frühjahr 1878. Hier gehörte zu seinen Schülern auch Gerhart Hauptmann.

Marshall fühlt sich in Schlesiens Hauptstadt recht wohl und findet die Umgegend besonders „Oswitz, allwo es sehr schöne Partien hat, wie die Schlesier sagen“ höchst anziehend. An Aufträgen und Ausichten zu solchen fehlt es nicht. Unter dem 16. Mai 1878 berichtet er darüber an seine Frau: „Das hiesige berühmte Rathaus soll restauriert werden und hat man den Baurath Lüdecke damit

betrault, er ist ein ausgezeichnete Gothiker und habe ich die meisten Ausichten, mit der Ausmalung, die nötig ist, von Seite der Stadt bedacht zu werden.“ Um dieselbe Zeit sucht man geeignete Meister zur Ausmalung des Treppenhauses im Museum. Marshall trägt sich mit der stillen Hoffnung, daß die Wahl auf ihn fallen möchte. Gewiß lag ihm sehr viel daran, die Arbeit zu erhalten. „Ob für mich was abfällt,“ schreibt er an seine Frau, „weiß ich nicht, die Berliner Künstler, unter anderem Direktor v. Werner, der wahrscheinlich nicht viel zu thun hat, soll selber auf den Rest von vier großen historischen Bildern reflektieren. Ich mache, Schande genug, Besuche bei einflussreichen Persönlichkeiten, um etwas in der Sache zu thun, ja! ich habe sogar und ich schäme mich dessen, das gestehe ich dir, hier und da gegen meine Art, gekatzen, allein



James Marshall
um 1888

ich denke an Euch und da wird's mir leichter.“ Die Hoffnungen zerschlagen sich. Marshalls Lage wird schwierig. Die täglichen Sorgen mehren sich, daneben drücken ihn alte Schulden. „Die 3000 Mark, die ich an Dresdener Theater Verlust gehabt habe, verfolgen mich wie ein Gespenst.“ Sein Gehalt beträgt 369 Mark. 200 Mark müssen den Haushalt seiner Frau in Dresden bestreiten. Von den ihm verbliebenen 169 Mark gehen 54 Mark als Steuer, 24 Mark als Miete ab. Unter dem Druck solcher Verhältnisse und nicht zum mindesten des Junggesellendaseins überdrüssig — seine Frau war mit den Töchtern in Dresden geblieben — klagt er: „Glaub mir, ich lebe erbärmlich, ich habe diese letzten Wochen höchstens viermal warm gegessen, einmal war ich von Seiten des Gewerbevereins eingeladen, wo ich mich auf weitere vier Wochen satt gegessen habe.“ Zu diesen äußeren Unannehmlichkeiten gesellen sich quälende Zweifel. Zwar hatte er anfänglich seiner Frau, Aline, geraten, in Dresden zu bleiben, mit der Zeit aber mußte ihre Unaufmerksamkeit befremden. In einem der ersten Briefe aus Breslau läßt er auf durchsichtige Weise seine Frau verstehen, welche Pflicht sie hätte: „Wenn nicht das leidige Geld wäre, so könnte ich hier, angesehen, wie ich bin, ein sehr angenehmes, ein einflußreiches Leben führen, wenn mir nicht die zärtliche, aufopfernde Liebe und Freundschaft meiner Frau fehlte.“ Aline will ihn nicht verstehen. Ihre Briefe tragen auffallende Kälte zur Schau, daß auch James einen ernsteren Ton anschlägt. Im Mai 1878 schreibt er: „Auf viele Fragen, die ich in meinem letzten Brief an dich richtete, habe ich keine Antwort erhalten und sie waren doch für mich immerhin von einiger Wichtigkeit; ich hoffe, daß meine Briefe nicht in den Papierkorb wandern und von da, zu allgemeiner Freude, noch wo anders — hin.“ Die beabsichtigte Wirkung bleibt aus. Aline zeigt durchaus keine Neigung, nach Breslau zu übersiedeln, oder gar Sehnsucht nach ihrem Gatten. James beklagt sich von neuem. „Um die hiesigen Verhältnisse kennen zu lernen und Logis zu miethen, finde ich eine Reise nach Breslau angewendet. Es hätte auch etwas Liebe zu mir gezeigt, wenn du, solange Jenny in Dresden ist, mich besucht hättest.“ Da erfährt er den Grund zu der beginnenden Entfremdung. Aline glaubt an seiner Liebe zweifeln zu dürfen. Er säumt nicht, einen solchen Verdacht zu zerstreuen. „Unter Tränen bekenne ich, daß mir an deiner Liebe am Meisten gelegen ist, sie geht mir noch über meine Kunst.“ Aber in Aline hat sich der Zweifel festgewurzelt. Es kann nicht ausbleiben, daß sie ihm wieder und wieder

über seine vermeintliche Untreue Vorhaltungen macht. Das veranlaßt ihn zu dem folgenden ernstern Geständnis: „Du läßt dich zu sehr von anderen bestimmen, glaubst nicht an meine aufrichtige Liebe, die, weil es meine erste und einzige ist, für alle Ewigkeit feststeht. Ich leugne gar nicht, daß du oft genug Grund gehabt hast, über mich zu klagen und mehr noch, ich gebe zu viel Unrechtes gethan zu haben, aber sey versichert, daß du nach wie vor mein Ideal bleibst und daß ich mich unendlich nach meiner kleinen lieben Aese-Baese sehne, nach meiner Jugendfreundin, nach meinem Liebsten, was ich auf der weiten Welt besitze. Besitze ich dich noch? Es kommt mir beinahe vor als hättest du dich mir ganz entfremdet. Wie soll sich unsere Zukunft gestalten? Willst du mit den Kindern nach Breslau kommen oder nicht, es ist die höchste Zeit, daß du dich entscheidest . . .“ Marshalls Herz schreit nach Liebe in einer Zeit, wo ihm auch äußerer Mißerfolg nicht erspart bleibt. Er sehnt sich nach einem teilnehmenden Freund, der ihm über sein Mißgeschick hinweghilft, und wendet sich an die ihm Nächststehende. Seine Gattin aber stößt ihn zurück. Zurück in den einsamen Kampf um seine Kunst und um das Leben! Aline hat sich innerlich von ihm losgesagt.

Diese bittere Erkenntnis spricht unverhohlen aus seinen Briefen. Als die Gattin den Sommer in Blankenhain zu verbringen wünscht, er ihr mit Rücksicht auf seine pekuniäre Lage davon abrät, schreibt er: „Solltest du aber nach Gewohnheit deinen Kopf durchsetzen und abreisen, dann vergifte mir wenigstens meinen Hund, damit der nicht mit einer albernen Gans von Mädchen haushalten muß und in seinen alten Tagen jämmerlicher als durch rasches Gift zu Grunde geht. Du wirfst wahrscheinlich den letzten Passus recht lächerlich finden, aber ich weiß, was ich weiß, der Hund hat mehr Liebe zu mir als mit Ausnahme meines lieben Vaters und Johns meine ganzen Angehörigen.“ Das Spiel dauert noch einige Zeit fort, ehe sich Aline entschließt, nach Breslau zu ziehen. Als sie es aber tut, ist es zu spät.

Mehr und mehr bricht in Marshall eine dämonische Gewalt hervor. Anfänglich sucht er ihre bedrohende Wirkung durch rastlosen Fleiß niederzukämpfen. Der Entwurf eines großen Glasfensters für die Hedwigskirche in Berlin, darstellend das Leben des Täufers, ebenso die unverkennbare Freude an der Lehrtätigkeit füllen sein Leben aus. Mählich weicht alles wie ein Schatten zurück.

James Marshall wird ein unglückliches Opfer. Da er nirgends Trost findet, sucht er solchen im Alkohol. Dazu gesellt sich noch der



Tartini's Traum

Ölgemälde von James Marshall in der Schack-Galerie in München

Spielteufel. Die Folgen davon bleiben nicht aus: die häuslichen Verhältnisse geraten in eine verzweifelte Lage. Marshall's Stellung an der Kunstschule wird unhaltbar. Das sieht er selbst ein und beantragt unter dem 2. Juli 1881 seine Entlassung. Durch Ministerialverfügung vom 23. September wird er vom 1. Oktober ab seiner Lehrtätigkeit enthoben. Oft und öfter kommt der Gerichtsvollzieher ins Haus. Die Spannung zwischen den Ehegatten wird unerträglich.

Und eines Tages ist Aline mit den beiden Töchtern verschwunden. In namenloser Reue beschwört James seine Gattin, zurückzukehren und gelobt Besserung. Keine Antwort darauf. Statt dessen ein vorwurfsvoller Brief ihres Vaters. Marshall antwortet in maßvoller Weise: „Zwei soll man hören, bevor man ein Urtheil abgibt. Aline ist noch immer meine liebe Frau, die allerdings Grund hat sich zu beschwehren. Niemand fragt indessen mich ob ich nicht auch Beschwerde zu rügen habe. Indessen sind die so intimer Art, daß ich unmöglich öffentlich oder privatim davon Gebrauch machen werde . . . Ich habe sie oft genug gewarnt. Dadurch entstand ein Mißtrauen Ihrerseits, Briefe auffangen, Taschen untersuchen waren Ihrer Seits das Resultat.

Eiferjucht ist nie gerecht. Kein Mann läßt sich das gefallen.“

In dieser Zeit nimmt sich eine edle Frauenseele seiner an. Es ist Lätitia, geborene Genelli, die Frau seines Bruders John. Ihr offenbart er, was ihn niederdrückt. An sie wendet er sich in seiner Bekümmernis und fleht, eine Veröhnung herbeizuführen. Die sanfte, goldherzige Schwägerin antwortet tröstend: „Sollte sie (Aline) wieder nach Weimar kommen und mich besuchen, so werde ich ihr deine Liebe für sie ans Herz legen, doch schreiben kann ich es ihr nicht, weil ich mit keinem von Voigt's etwas zu thun haben will.“ Jedoch alle Versuche einer Verständigung gehen fehl. Auf der Gegenseite begeht man den Fehler, „die unglücklichen Verhältnisse in ungentiler Weise der Oeffentlichkeit Preis zu geben.“ In der Verzweiflung darüber sinkt Marshall von Stufe zu Stufe. Das mag die Zeit gewesen sein, wo er auf die Rückseite eines Entwurfsblattes die wehmütigen Worte niederschreibt:

Arm am Beutel

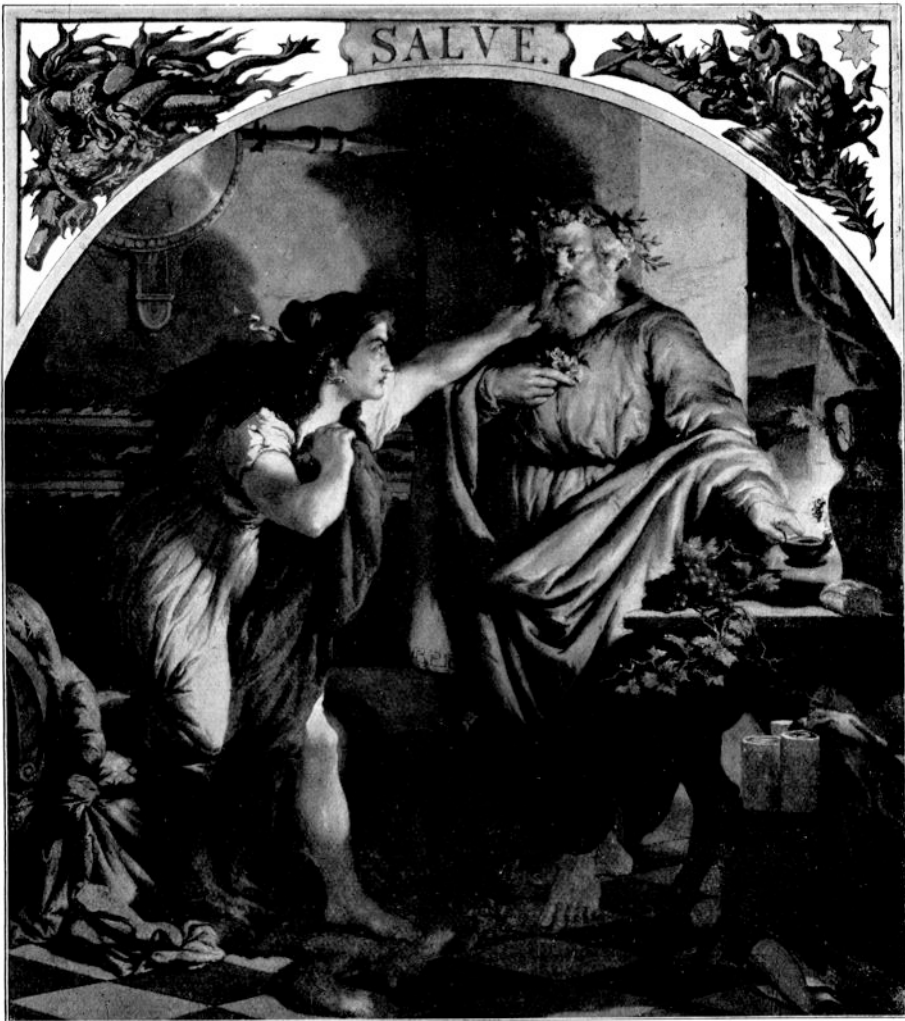
Krank am Herzen

Schlepp' ich meine jetzigen Tage

Armuth ist die größte Plage

Nachruhm ist ein leeres Nichts.

James Marshall



Heimkehr des Sokrates
Gemälde von James Marshall im Breslauer Privatbesitz

Sein Gesundheitszustand wird besorgnis-
erregend. Von einer Ueberfiedlung nach Klein-
burg erhofft er Besserung. Die ersehnte
Arbeitslust stellt sich jedoch nicht ein. Er ist
auf die Unterstützung seiner Mutter und
Lätitias angewiesen. Dazu drückt ihn die
zunehmende Krankheit vollends nieder. 1883
finden wir ihn im Spital zum heiligen Geist . . .

* * *

„Habe ich die Ehre, Herrn Marshall vor mir
zu sehen?“

„Der bin ich.“

„Mein Name ist Steckel.“

„Sehr angenehm, Herr Baumeister; ich
weiß, was Sie herführt. Sehr angenehm.“

„Darf ich hoffen?“

„Ja. Ich bin einverstanden.“

Marshall tritt in die von Baumeister Steckel
im sogenannten Wappenhof gegründete litho-

graphische Anstalt als Zeichner ein. Im Herbst
1883 verlegt er aus der Scheitnigervorstadt
seine Wohnung in den Wappenhof, den er
bis 1887 nicht mehr verläßt. In diese Zeit
fallen eine Anzahl Bilder, vornehmlich reli-
giösen Inhalts, davon zwei jetzt einen Schmuck
Breslauer Klöster bilden. Noch heute bewahrt
die Familie Steckel als kostbaren Schatz das aus-
gezeichnete Bild der hl. Hedwig. Ein Kinder-
freund, der James von Jugend auf war, wird
er nicht müde, immer wieder Porträts von
Kindern zu malen oder zu zeichnen. Daß ihm
seine Phantasie treu geblieben, beweist die
köstliche Szene von der Heimkehr des alten
Sokrates, überschrieben „salve“; daneben ent-
steht eine unübersehbare Fülle von Zeichnungen
und Aquarellen, die flott im Entwurf mit
Sorgfalt ausgeführt sind. Oft aber überkommt
ihn unerklärliche Ungeduld, er wirft den Pinsel
hin, und nichts kann ihn mehr bewegen, das



Knabenbildnis

Gemälde von James Marshall im Breslauer Privatbesitz

Bild fortzusetzen. Ein Fragment solcher Laune ist der unvollendete Seidenfächer im Besitz der Familie Steckel geblieben, eine Ergänzung zu seinen drei berühmten Genossen, den Fächern im Besitz der Großherzogin von Weimar, der Königin von Sachsen und der Kaiserin von Rußland. Aber die lebhafteste Farbenfrische der früheren Werke fehlt. Ein melancholisch wehmütiger Ton spricht aus den Bildern. Wo er sich in lebendigeren Farben versucht, wie im „Gambirinus“ oder „Germanentaufer“, wirkt er schreiend. Er leidet zu sehr unter dem Zerwürfnis mit seiner Frau. Trotz vieler Versuche gelingt es nicht, den Frieden wiederherzustellen. Nur durch die Korrespondenz mit seiner Tochter Mary erfährt er, was in der Familie vorfällt, und wird nicht müde, in jedem Briefe neue Fragen zu stellen, hinter denen sich die Sehnsucht nach der lieblosen Frau birgt. Das Frühjahr 1887 bringt ihm den Besuch seiner alten Mutter. Und da überkommt es ihn mit Uragewalt. Er muß Aline

sehen, sich mit ihr aussprechen. Im Sommer reist er nach Weimar.

Auch dieser letzte Versuch scheitert.

Bei seiner Rückkehr nach Breslau erwartet ihn ein neuer herber Schlag. Baumeister Steckel, der im Baufach zu sehr beschäftigt war, löste die lithographische Anstalt, deren Rentabilität gering war, auf. Aber diesmal helfen dem Maler viele Freunde. Nicht am wenigsten Lätitia, die sich der Erziehung junger Mädchen gewidmet hatte. Ihnen erteilte nun Marshall Unterricht im Zeichnen und Malen.

Der kühn unternommene Ausflug seiner Kunst war jäh unterbrochen. Wenn auch seine letzten Bilder immer noch anerkanntswerte Leistungen darstellen, erfüllen sie doch nicht die an seine ersten Arbeiten geknüpften Hoffnungen.

„Sein größtes Unglück war sein Weib.“

Still und zurückgezogen lebt er nach Lätitias Tode (1889), mit Aufträgen reich versehen, in Leipzig, wo er am 18. Juli 1902 einsam starb.

Von Nah und Fern

Vereine

Kunstgewerbeverein für Breslau und die Provinz Schlesien. Die letzten beiden Vortrags-Sitzungen des Vereins in diesem Winterhalbjahr fanden am 17. und 28. Februar statt.

Am 17. Februar sprach Herr Wilhelm Grabow von der Firma Günther Wagner in Hannover über die Fabrikation der Künstler- und Schulfarben mit besonderer Berücksichtigung der neuen, aus lichtechten Teerfarblacken hergestellten Künstlerfarben. Er ging in der Einleitung auf die Ursachen näher ein für das heute in weitesten Kreisen verbreitete Interesse an großen industriellen Betrieben, wie diese die Künstlerfarbenfabrik von Günther Wagner darstellt, die in diesem Jahre ihr fünfundsiebzigjähriges Bestehen feiert und zugleich eine bedeutende Vergrößerung ihres Umfanges erfährt. Er legte weiter die Bedingungen dar für die Ansiedlung und auch für die örtliche Verteilung der Industriezentren. Eine große Reihe von photographischen Aufnahmen, die vorgeführt wurden, bildeten einen bequemen Rundgang durch die Fabrikanlagen von den Kontorräumen bis zu der Expedition, in der die Farben als fertige Handelsprodukte in alle Teile der Erde versandt werden. Die Betrachtung der eigentlichen Fabrikationsstätten gab Veranlassung, die Gewinnung der bedeutendsten und wichtigsten Rohstoffe der Farbenindustrie vorzuführen, insbesondere die Herstellung der neuen „Eilidofarben“, das sind lichtechte Künstlerfarben, die aus Teer gewonnen werden. Die letzten Phasen des sehr komplizierten und langwierigen Entstehens dieser Farben wurden durch chemische Experimente erläutert, die gleichfalls in starker Vergrößerung nach der Natur auf die Leinwand projiziert wurden. Eine Betrachtung über Qualität und Charakter der Günther Wagner-Aquarell-Tempera- und Oelfarben, die für deren praktische Verwendung wertvolle Hinweise enthielt, bildete den Schluß des Vortrages. Er war selbst in seinen rein fachmännischen Teilen für den Laien klar und verständlich, sodaß die zahlreichen, an dem Thema offenbar sehr interessierten Zuhörer und Zuhörerinnen den Vortrag mit Beifall aufnahmen.

Am 28. Februar sprach Stadtbauinspektor Erich Labes aus Görlitz über „Alt-Görlitz, ein Musterbeispiel einheitlichen Städtebaues“. Die Schönheit unserer Dorf- und Städtebilder liegt, so führte er aus, in der einheitlichen Erscheinung. Mögen die einzelnen Häuser noch so schöne Architektur zeigen, wenn sie nicht gemeinsame Beziehungen zueinander haben in den Hauptlinien der Gebäudefronten und Dachformen, in dem Material, aus dem sie gebildet sind und im Gesamtcharakter, so würden sie niemals einen geschlossenen, organischen Eindruck machen, nie ein schönes Gesamtbild geben. Wie kommt es, daß unabhängig von jeder Geschmacksrichtung eine weite, wogende Meeresfläche, eine wandernde Schapherde oder auch ein aufmarschierendes Regiment Soldaten als ein ästhetischer Genuß empfunden wird? Weil einheitliche, rhythmisch gegliederte Masse aus gleichen oder fast gleichen Einzelgliedern immer groß und schön wirkt. Bis über die Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinaus sind unsere Dorf- und Städtebilder fast ausnahmslos schön; es sind einheitliche, organisch gewachsene Erscheinende Werte. Erst die stillen, traditionslosen Jahrzehnte am Ausgang des Jahrhunderts verdarben uns viele Ortsbilder, besonders unsere Städte. Zu den wenigen Städten, die noch heute den Eindruck eines großen, organischen Kunstwerkes machen, gehört die Altstadt Görlitz, deren Glanzstück, der Untermarkt, noch heute wie eben aus einem Dornröschenschlaf erwacht dasteht. Der Vor-

tragende führte dann einige sechzig Lichtbilder vor, die den Zuhörern ein erschöpfendes Bild der großen, alten Stadt Görlitz gaben. Die neu angefertigten prächtigen Aufnahmen stammen von den Photographen Götz i. F. E. van Delden in Breslau und Robert Scholz in Görlitz. Auf allen Bildern erkennt man das durch Jahrhunderte hindurch gleich oder fast gleich gebaute Bürgerhaus, einen Typ, der das Element in allen Gassen und Straßen der Stadt bildete. Das Haus viereckig, gepußt, die Fenster und Türen einfach eingeschnitten, das Dach ein Satteldach mit roten Ziegeln gedeckt und langgestreckten Dachluten besetzt und meist dreistöckig. In die Gleichartigkeit wird die nötige Abwechslung durch die verschiedene Stellung der Häuser, durch die malerische Straßenführung und die ab und zu reichere Ausbildung von Tür- und Fensterwandungen gebracht. Die immer wiederkehrenden, flachen Strebeziegel, die im Erdgeschoß die fast durchweg gewölbten Flurhallen stützen, und die sich öfter in den engeren Straßen wiederholenden, von einer Straßenseite zur anderen sich hinüberwölbenden Flachbögen, erhöhen den Reiz der Bilder und tragen dazu bei, die Zusammengehörigkeit zu erhöhen. Die Bilder vom Untermarkt gehören zu den köstlichsten Schöpfungen mittelalterlicher Stadtbaukunst in Deutschland. Die immer wiederkehrenden und doch stets anders gebildeten phantasiereichen Formen der deutschen Renaissance wetteifern in ihrer Schönheit mit den feinen Verhältnissen, in denen die Gebäudemassen zu dem freien Straßenraum stehen. Am Ende der Bilderreihe wurden einige besonders gelungene Aufnahmen von dem schönen alten Nikolai-Friedhof vorgeführt. Am Schluß des interessanten und sehr lehrreichen Vortrages erörterte Bauinspektor Labes die Frage, wie wir wieder zu einheitlichen Stadtschöpfungen kommen können. Er verlangte weniger Eigenart und mehr Bescheidenheit und Rücksicht auf den Nachbar und vor allem bewußtes Abstoßen der klassisch-romanischen Formgebung und Förderung des germanischen Elementes.

Schlesischer Bund für Heimatschutz. Der Schlesiische Bund für Heimatschutz hat am 23. Februar im Vortragsaal des Schlesiischen Museums der bildenden Künste in Breslau seine diesjährige Hauptversammlung unter Teilnahme von Vertretern staatlicher und städtischer Behörden der Provinz abgehalten. Den Ehrenvorsitz hatte Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der die Sitzung mit einer Begrüßungsansprache eröffnete. Universitätsprofessor Dr. Siebs erstattete den Bericht über das vergangene Jahr, über die Organisation, Tätigkeit und Erfolge des Bundes, der drei Arbeitsgebiete hauptsächlich ins Auge gefaßt hat: Schutz auf baulichem Gebiete, Schutz der Natur und Pflege alter Sitten und Gebräuche.

Der Bund zählt jetzt 495 Mitglieder, von denen zwei als Stifter beigetreten sind. Die vom Bunde eingerichtete Bauberatungsstelle verursachte die meiste praktische Arbeit und die meisten Kosten, hatte aber auch, wie die ausgestellten sehr lehrreichen Zeichnungen der eingereichten und der abgeänderten Entwürfe zeigte, sehr gute Erfolge. Sie wurde nicht nur von Baupolizeibehörden, auch von privaten Bauherren und Unternehmern in Anspruch genommen. Meist handelte es sich dabei um Projekte von Wohnhäusern oder Kleinbauten, auch um Gutachten über Reklameveranstaltungen. Die Bewältigung dieser Arbeit stellte an die sich zur Verfügung stellenden Herren große Anforderungen. Hoffentlich gelingt es bald bei starkem Anwachsen der Mitgliederzahl die Bauberatungsstelle zu einem Bureau mit besoldeten Hilfskräften umzuwandeln. Bis jetzt haben dafür leider nur elf Kreise und neun Magistrate in Schlesien laufende jährliche

Beiträge in der bescheidenen Höhe von 575 Mark zugesagt, sodaß noch 1200 Mark aus den übrigen Mitgliederbeiträgen für Bauberatungszwecke ausgekehrt werden mußten.

Auf dem Gebiete des Naturfchuhes hat sich besonders Professor Dr. Schube verdient gemacht, indem er in Vorträgen in ganz Schlesien für die Erhaltung schlesischer Naturfchönheiten eintrat und in besonderen Fällen unter Mitwirkung des Bundes wie bei der Erhaltung der wertvollen Eibe in Katholisch-Hennersdorf (Abbildung Schlesien V, 262) seine Kraft einsetzte.

Als Werbemittel für den Bund dienen Flugfchriften, die periodisch erscheinenden „Mitteilungen“ und Postkarten, deren Zahl noch vergrößert werden soll, um auch in den Schulen als billiges Lehrmittel dienen zu können; auch die Herausgabe eines Heimatskalenders ist geplant. Endlich gedachte der Bericht noch der Beteiligung des Bundes an der Gartenbauausstellung zur Jahrhundertfeier der Freiheitskriege in Breslau in diesem Jahre. Besonderen Dank stattete der Vorsitzende dem Schriftföhrer, Architekten Effenberger, ab.

Nach dem vom Schatzmeister Dr. Kurt von Eichborn erstatteten Kassenbericht hat der Bund gegenwärtig einen Bestand von 1254 Mark nach 3837,97 Mark Einnahme und 2603,97 Mark Ausgabe zu verzeichnen.

Bei der Wahl des Vorstandes auf die nächsten drei Jahre wurden wiedergewählt: Universitätsprofessor Dr. Siebs als Vorsitzender, Landrat Dr. Kirchner aus Münsterberg als stellvertretender Vorsitzender, Architekt Effenberger als erster und Schriftsteller Hugo Kretschmer als zweiter Geschäftsföhrer, ferner Dr. Kurt von Eichborn und Kaufmann Molinari als Schatzmeister. Neugewählt wurde Maler Niemann zum dritten Geschäftsföhrer. Die bisherigen Beisizer, Stadtbaurat Berg, Regierungs- und Baurat Dr. Burgemeister, Direktor Professor Dr. Masner, Professor Dr. Schube und Apotheker Zwirner wurden wiedergewählt. Neu kamen Professor Kautsch und Rechtsanwalt Dr. Bohn hinzu.

Den letzten Punkt der Tagesordnung bildete ein Lichtbildervortrag des Herrn Professor Franz Seck, Lehrer an der Berliner Kunstgewerbeschule, über das Thema: „Friedhof und Grabmal“.

Die Gegenüberstellung des guten Alten und des schlechten und geschmacklosen Neuen wird am besten durch die Ausdrücke Friedhof und Begräbnisplatz gekennzeichnet, wie er üblich war und ist. Wir kommen auf diesen Vortrag vielleicht später noch einmal zurück.

Prinz Friedrich Wilhelm hat in einem Schlußwort die Staatsregierung um weitere Unterstützung, dankte der Stadt Breslau für das bisherige Interesse an den Beitreibungen des Bundes, hoffte auf eine größere Beteiligung der Magistrats- und Landratsämter als bisher und wünschte, daß vor allem das heranwachsende Geschlecht, die Jugend in den Schulen auf die Bedeutung des Heimatsfchuhes hingewiesen würde.

Nach der Sitzung vereinigten sich die Teilnehmer zu einem Frühstück bei Hansen und dann zu einer Besichtigung des Ausstellungsgeländes in Scheitnig.

Neißer Kunst- und Altertumsverein. Der Neißer Kunst- und Altertumsverein hat seinen sechszehnten Jahresbericht — für das Jahr 1912 — herausgegeben. Er enthält in gewohnter Weise den eigentlichen Tätigkeitsbericht für das gesamte Jahr, erstattet vom Vorsitzenden, Stadtsyndikus a. D. Hellmann, und einige kurze wissenschaftliche Abhandlungen, die mit einem Nachruf auf den am 14. Juli verstorbenen Ernst von Witkowski-Biedau eingeleitet werden, ein treues, tätiges Mitglied des Vereins, der diesem die Hälfte des reichen Inhalts seiner Bauernstube, insgesamt 430 Gegenstände, vermacht, während die andere Hälfte das Gleiwitzer Museum erbielt. Außerdem wuchsen die Sammlungen noch um 200 Gegenstände. Abgebildet und besonders beschrieben ist davon ein Relieffstein von 1552 mit Renaissanceornamenten und Resten von Bemalung aus der Siebelwand eines Stallgebäudes in Mittel-Neuland. Ferner

wird hingewiesen auf einen alten Grenzstein im Hofe des Neißer Museums, der zu dem Breslauer Fürstbischöf Karl, Erzherzog von Oesterreich, in Beziehung steht, so wie auf ein Gemälde Hans Dürers, des Bruders Albrecht Dürers von Nürnberg, in der katholischen Pfarrkirche in Neisse. Es stellt Maria mit dem Kinde in der Engeltorie und die vierzehn Nothelfer dar und zeigt das Monogramm des Künstlers und die Jahreszahl 1524. Es ist abgebildet und wird von Landgerichtsrat Dr. Dittrich eingehender beschrieben und in den Kreis der wenigen bekannten Werke Hans Dürers eingereiht. Derselbe Verfasser beschließt seine dankenswerte Inventarisierung der „Epitaphien und Grabsteine der katholischen Pfarrkirche St. Jacobi zu Neisse“ und hat neu zusammengestellt „Erinnerungen an Friedrich den Großen im Neißer Museum“. Ferner sind noch zu erwähnen ein Aufsatz „Kirchenglocken des Neißer Landes“ mit genauer Wiedergabe der kulturhistorisch interessanten Glockeninschriften, sowie eine historische Studie von Paul Kuher über „Das Gefecht am Rochusberge bei Zuckmantel im bayrischen Erbfolgekriege“. Im ganzen sind fünf Bilder dem Jahresbericht beigegeben.

Aus dem Berliner Kunstleben

Lovis Corinth. Es ist ohne Zweifel interessant, das Lebenswerk eines Malers übersehen zu können; man wandert von Bild zu Bild und spürt, wie der Künstler wurde, woher er kam und wie er sich entwickelte. Dabei kann es nun geschehen, daß das so enthüllte Geheimnis den Ruhm, den der Maler bisher durch einzelne Werke sich erwarb, arg gefährdet: es zeigen sich Lücken, die Brüche, die Anlehnungen. Es ist fast die Regel, daß große Kollektivausstellungen das Urteil über einen Künstler ungünstig beeinflussen. Es spricht entschieden für die Potenz und die Qualität Corinths, daß die 228 Werke, die in den Räumen der Sezession beieinanderhängen, die Persönlichkeit dieses Künstlers stärker als dies je zuvor geschah, zur Erscheinung bringen. Gewiß, es wird zuviel gezeigt, es hängen auch die Arbeiten der vorjährigen Jahre zu sehr durcheinander; es hätte eine vorsichtiger Auswahl getroffen werden können. Dennoch: wir erleben in dieser Corinthausstellung das Seltene, daß auch das Zuviel einen Wert verbirgt. Die Fülle, das Rafllose, eine hitzige Arbeitswut, das sind geradezu entscheidende Merkmale für die Kunst dieses robusten Ostpreußen, der das Malen wie einen Kampf betreibt, die ein Herumfchlagen mit der Natur und mit der Farbe. Dieser zügellose Lebensdrang ist vielleicht die eigentliche Ursache unserer Liebe zu Corinth, dessen Art im übrigen, wie diese Generalvorführung nur neu bestätigt, mit uns recht wenig zu tun hat. Corinth ist kein moderner Mensch, aber ein großer Maler. Corinth ist ein Spätling des Rubens, ein Fortfeger des Vlaman; wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß Rubens bereits durch Daumier überwältigt wurde. Wie ein letztes, heroisches Zeugnis des Barock steht Corinth inmitten einer Welt, der er nichts anderes zu geben vermag als das Tempo einer leidenschaftlichen Regsamkeit. Es sind nicht unsere Sinne, aus denen diese Kunst strömt; es ist nicht unser Rhythmus, von dem dieser Künstler beherrscht wird. Aber: die Sinnlichkeit, die sich in diesen Bildern entladet, ist so überwältigend, und der Rhythmus, der sie durchpulst, ist so hochgepannt, daß wir sie fast als Dokument der Gegenwart hinnehmen.

Eines der frühesten Bilder ist das „Komplott“ von 1884. Damals war Corinth Schüler von Löffky; das Münchner Genre, Dunkelheit, durch Lichteffekte theatralisiert, ist deutlich zu merken. Auch die „Pieta“ von 1889 gehört noch ganz dem Atelier, in dem man sich die Szenen zurechtstellt. Dabei erinnert der stark verkürzte Körper des Christus an Trübner. Im übrigen läßt sich in den Arbeiten dieser Anfangszeit Leibl und Habermann nachweisen; daneben aber auch ein Blond, das von Paris, wo Corinth drei Jahre war, zu kommen scheint. Es

sollte noch lange dauern, bis dieser Maler, der seine starke Begabung nur hier und da, so durch das gesund und nüchtern gemachte Bildnis seines Vaters zeigte, sich selber fand. Vorläufig suchte er noch mancherlei Anschluß. Das Bild des Frühlings von 1895 läßt sogar präraphaelitische Anklänge wirksam werden; und die „Geburt der Venus“ kommt direkt von Böcklin. Auch das Selbstporträt mit dem Skelett erinnert unfehlbar an Böcklins Eigenbildnis mit dem siehenden Tod. Wobei man vielleicht sagen könnte, daß Corinths Auffassung weniger sentimental ist und bereits etwas von der Verbtheit seiner Fleischnphilosophie ahnen läßt. Tatsächlich sind es nur zwei Bildnisse dieser Periode, in denen der künftige Corinth sich halbwegs ankündet. Auf dem einen, den, stark unter Habermanns Einfluß stehenden „Heren“ sehen wir Akte in einer lachend derben Situation. Das andere zeigt uns das Innere eines Fleischladens: das ist es, woran Corinth seine Bestimmung erkannte! Vorläufig freilich bleibt er noch tastend. Das Hauptmannporträt von 1900 ist redlich gemalt, aber erschreckend dünn; und auch die Selbstbildnisse sind trotz mancher frechen Einfälle noch recht trocken und unsicher. Erst das neue Jahrhundert brachte die Erlösung.

1902 erscheint das Mädchen, das an einem Rosaband den Stier nasführt. Einigermassen ein kitschiges Thema, aber ein echter Corinth. Es will beachtet sein, daß diese Motive, die fleischlichen, leicht brutalisierten, nicht wenig dazu beitrugen, den Maler in Corinth zur Klarheit zu führen. Man mag getrost sagen, daß er um diese Zeit auch das Bildnis, das Stilleben und die Landschaft mit verjüngter Kraft zu malen begann; es bleibt doch dabei, daß Corinth am Akt und dessen Enthüllung den doppelten Kampf des Malers mit der Natur und mit der Farbe gewann. Wohl vermag er jetzt im Bildnis so komplizierten Köpfen, wie denen des Musikers Ansojge, des Dichters Peter Hille, des Novellisten Keyserling und des Kritikers Kerr gerecht zu werden; er weiß dabei sogar den zartesten psychologischen Zwischentönen einen malerischen Ausdruck zu gewinnen. Aber die eigentliche Lust des Malens, die Leidenschaft des Schaffens, packt ihn doch erst, wenn es Fanfaren zu gestalten gilt, wie das „Strumpfband“, diesen Flammentanz des seidenen Geräusches, oder die ganze Liste der Akte, die bald als Simson sich bäumen, bald als Bathseba sich reckeln oder als zivile Mutter von Kindern umkletert werden. Nun schwelgt er im Fleisch und weiß es leuchtender und elastischer zu malen als irgendwer vor ihm. Diese Akte sind es vor allem, die uns zwingen, Corinth einen Fortsetzer des Rubens zu nennen. Und auch die großen Kompositionen, mit denen er sich jetzt herumalgt, folgen den Spuren des barocken Herkules. Wie Rubens, so wählt auch Corinth seine Themen aus den Abenteuern der olympischen Götter; nur, daß er darüber vergißt, wie gründlich schon Offenbach den Jupiter und die Venus geplündert hat. Es ist etwas Sterbliches in diesen Mythologien; so derb und so dreißblütig sie sich auch gebenden, so gehören sie doch einer Akademie an, die in der antiken Kompositionsaufgabe einen besonderen Grad der Künstlerksamkeit sieht. Was alles freilich nicht hindert, daß äußerst amüsante Szenen erfunden werden. So das „homertische Gelächter“, bei dem man wirklich alle Ansterblichen lachen hört.

Nicht viel anders steht es um die biblischen Motive, die Corinth in diesen Zeiten seines Reifwerdens zu malen beginnt. Auch da macht er eigentlich keinen Christus, wie ihn Dostojewski oder Tolstoi empfand, er hält sich mehr an Grünewald. Und so grauig seine biblischen Szenen auch aufzuschreiben scheinen, so pietätlos sie auch zuweilen mit den Heiligen umspringen, letzten Sinnes sind sie doch aus der Empfindungsart eines harmlos Glaubenden, eines fast altnodischen Puritaners geschöpft. Das macht sie uns ein wenig fremd; wir wissen nicht recht, ob diese Bilder nicht bereits früher einmal so gemalt worden sind. Mitunter möchte man beinahe fürchten, daß künftige

Geschichtsschreiber den Corinth garnicht unserer Zeit zurechnen werden. Er ist nicht wie Liebermann, der Vollender einer langen Entwicklungreihe, noch hat er irgend etwas gemein mit einem Revolutionär. Er steht auf einem längst eingezogenen Posten, allerdings prachtvoll gerüstet und umstrahlt. Corinth ist selber so ein schwarzer Florian, wie er ihn gemalt hat, ein besitzendes Ungewitter und doch ein Besiegter. Auch der Simson, den er 1912, nach einer Spanne schwerer Krankheit malte, könnte dem Künstler ein Symbol sein, dieser gefesselte, in ohnmächtiger Wut aufbrüllende, blutbesleckte Riese. So ist Corinth; entschlossen, ein Aeußerstes zu wagen, und doch verdammt, in diesen Fesseln einer überwundenen Art zu beharren. Daß er aber uns trotzdem so sinnlich ergreift und fast unsere Muskeln in Wallung bringt, das bestätigt nur den Maler, dessen Kraft und Qualität alles Zeitliche vergessen machen.

Die Jubiläumsausstellung. Die Akademie hat zur Vorfier des Kaiserjubiläums eine Ausstellung veranstaltet. Es wurde beabsichtigt, ein Bild vom gegenwärtigen Stande der deutschen Kunst zu geben. Solche Absicht ist zu loben; es kann aber leider nicht gesagt werden, daß sie gelang. Was wir zu sehen bekommen, ist eine ziemlich müde und eintönige Zusammenstellung der üblichen Akademiker, ein wenig geschönt durch Gäste, die man einlud. Warum tat man das? Doch wohl, weil man wußte, daß die Akademiegemeinschaft allein nicht genügen, das Wesen der deutschen Kunst darzustellen. Solche Einsicht ist anzuerkennen; sie ist vielleicht das Beste, was diese Jubiläumspartade zu bieten hat. Man ließ die Segner kommen, Liebermann und Corinth; dazu bedurfte es immerhin eines gewissen Entschlusses und einigen Mutes. Die akademische Selbstgewißheit ist im Wanken; es hat lange genug gedauert, bis es dahin kam. Freilich, noch ging man nicht aufs Ganze, man wählte vorsichtig die zahmsten Werke der Wilden. Damit keine spürbare Unruhe in die stillen Säle käme; damit die Vielen und Vielzuvielen, die Sanften und Redlichen, die Harmlosen und Vorschriftsmäßigen nicht etwa ausquartiert würden. So kam jene Gleichmäßigkeit zustande, die uns beim Abschreiten dieser Ausstellung jäh und bleiern überfällt und uns froh sein läßt, nach einigen Worten respektvoller Anerkennung wieder draußen zu stehen, vor den Toren eines Hauses, in dem nun einmal die Diplomatie stärker ist als die Leidenschaft.

Robert Breuer

Wiener Kunstbrief

In der Galerie Miethke sind in einer Privatsammlung aus dem Besitze Dr. Oskar Reichels mehr als vierzig Arbeiten von Anton Romako zu sehen und fassen so zum ersten Male das Werk dieses verschollenen Künstlers zusammen, ja machen ihn eigentlich erst wieder lebendig. Denn, von Gerüchten, Anekdoten und lapidaren biographischen Notizen abgesehen, ist uns der Name Romako ein Schall gewesen. Erst jetzt hat er sich mit Lebendigkeit, mit dem Atem eines Menschen gefüllt, wir stehen vor seinen Bildern und packen die Gestalt dieses österreichischen Malers. Weil er ein Oesterreicher war (er wurde am 20. Oktober 1834 in Aggersdorf bei Wien geboren und starb am 8. März 1889 in Döbling bei Wien) und er mit manchen Widerständen österreichischer Art zu kämpfen hatte, und weil wir Oesterreicher gar so gerne „raunzen“, ist jetzt Romako vielfach als ein Opfer Oesterreichs angesehen worden, sind wir wieder einmal die bösen Leute gewesen, die einen Künstler durch Mißachtung aus den Angeln gehoben und verworfen haben. Das geht nicht an. Nicht daran ist Romako gescheitert, daß ihn die Wiener Kritik um 1874 „verriß“, daß die Juroren der Kunstausstellungen seine Bilder schließlich überhaupt nicht einließen, daß die Wiener ihn den „verrückten Menschen mit den verrückten Bildern“ nannten und Makart zujubelten — nicht daran. Er hat sich ja auch

nicht unterliegen lassen, er hat sich gewehrt, so gut er's konnte und verstand, er schrieb Schmähbriefe, er lauerte mit dem Revolver. Und auch daran sind wiederum die Oesterreicher unschuldig, daß er zuletzt in Armut und Verbitterung lebte, immer tiefer sank und dies Leben ließ aus eigenem Willen und durch eigene Hand. Nein, dieser Anton Romako, der rätselhaft und abenteuerlich in die Welt tritt, niemand weiß genaues über seine Familie, sein Volk, der wäre wohl überall so oder ähnlich zugrundegegangen, in Berlin wie in Paris und in London. Denn der Künstler Anton Romako ist an dem Menschen Anton Romako zerfallen. Dies ist ja eine Einheit, unlösbar und so fest verschlungen, daß keiner sie entzweireißen kann: Kunst und Leben. Was in dem einen passiert, passiert auch in dem anderen. Rembrandts Sturz und Einsamkeit ist in die Gemälde dieser Zeit gegraben, als hätte er niemals den Kranz des Siegers trotzig getragen.

Romako aber war eine problematische Existenz, er wird es als Künstler und als Mensch bleiben. Wie alle diese Gebrochenen, Halben und Verwesenden voll interessanter Lichter — so leuchtet faulendes Holz im Dunkel —, die tief ins Menschentum scheinen und wieder die Flamme weit nach vorne werfen, wo glücklichere Künstler die gefährlichen Ahnungen dieses am Boden Liegenden Tat und Ereignis werden lassen. Aber problematisch bis in die Wurzeln und Knochen.

Man hat ihn nicht erstickt, ihn nicht ausgetreten, er hatte Zeit zum Reisen — aber um seine Stirne war das dunkle Band geschlungen, das die Dämonen um ihre Opfer in Traum und Schlaf ziehen. Wunder schön hell und sicher tut sich sein Leben auf, sieghaft glänzt es allenthalben. 1847 ist er Schüler der Akademie der bildenden Künste bei St. Anna und kurze Zeit nachher in der Privatschule Rahls und dessen Lieblingschüler. Was tuts, daß sich Lehrer und Schüler schließlich entzweien, so endet alte Meisterschaft und so beginnt neue, immer und allerwärts, und was tuts, da das Leben Romako weiter die Wangen streichelt, ihn nach Salzburg, nach Venedig, nach Spanien und 1859 nach Rom trägt. Freunde sind um ihn, Franz Liszt, Anselm Feuerbach, Hasländer, Passini, C. Bucher. Nein, dieser Anton Romako war nicht einsam und wurde nicht in die Verbitterung der Jugend getrieben, die das Schlimmste ist. 1862 findet er gar eine Frau, eine herrliche, jüdische Frau, mit der gefährlichen Schönheit eines Mischlings (sie kam aus der Ehe eines Deutschen mit einer Römerin) und nun wird Romako hoch und höher getragen. Er ist der Modemaler Roms, alles, was vornehm ist, Geld hat und Rom besucht, kauft bei ihm Bilder, und die Frau steht dabei und lächelt. Lächelt sie nur? Weiß Romako sonst nichts? Er malt den Papst, er malt alles, was es gibt, er landschaftert, er malt Historisches, Porträt, Genre, es gibt keine Grenzen, er hat fünf Kinder und seine Frau lächelt, lächelt. Aber da wirft er alles um, Ruhm und Haus, und geht von Rom einsam. In Paris lebt er nun, abenteuerlich, dunkel, schattenhaft, aber das Kreuz der französischen Ehrenlegion erringt er sich dennoch und kommt so 1874 nach Wien. Und beginnt von Neuem. Aber das ist es, er kommt nach Wien als ein zertrümmerter, auseinandergeschlagener Mensch. Er hat sich in Rom bei seiner Frau, in einem dunklen Eheleben verloren. Er abenteueriert nur noch, er kämpft um sein Leben, um seine Kunst, aber nicht mehr wie der fordernde Sieger, sondern wie ein toller Desperado. Und er gewinnt nicht in dieser letzten mörderischen Schlacht, er verliert alles, Schritt für Schritt, seinen Ruhm, sein Geld, seine Kinder — der Sohn wird wahnsinnig, von den vier Töchtern gehen zwei gemeinsam in einen selbstgewählten Tod —, seine Gemälde — er verauktioniert sie in einer lächerlichen Weise. Und so entblößt, zerfunden, flieht er vor sich selbst nach Genf, nach Paris, nach Rom und kommt wieder nach Wien, aber nicht mehr ein trunkener Meisterschüler, nicht mehr ein verzweifelter Abenteurer, jetzt

ein ausgehöhlter, stumpfer, niedergleitender Greis. Und stirbt durch eigene Hand.

Ein dunkelschimmerndes Schicksal, ein in allen Lichtern glühender Mensch, von lemurischen Schatten umkreist. Von fern an den andern Deutschen erinnernd, der auch in Rom das Gift seines Lebens zum ersten Male schmerzhaft fühlte, an Karl Stauffer-Bern. Und wieder von fern an Hauptmanns Gabriel Schilling, den fliehenden Maler, erinnernd. Und seine Kunst ist wie die Stauffers, bis an alle Grenzen getrieben, hervorgeschleudert, ruhelos, immer an Neues die Bühne seekend und tief innen siech, krank, vor der Zeit verbraucht. Gewiß, von Romako führen Wege bis zu uns, die wir erst begehen (wie ja von Karl Stauffer auch solche Wege laufen), aber in seinem tiefsten Innern ist seine Kunst unfruchtbar, ziellos und krank. Er ist ein Einzeller, er steht nicht in Organischen, er hat Ahnherren gehabt — Alt, Waldmüller, Feuerbach und Delacroix — aber er hat keine Jünger gehabt, keine, die seinen Weg fortsetzten. Sein Weg wurde verschüttet und daß er die Richtung zu uns hat, kommt nicht aus einem Genie, das den Zeitgenossen voraus ist, sondern aus dem Pathologischen, das Zwischenglieder überspringt. Romako war wie Stauffer ein Talent, ein losgesprungenes Stück Menschheit, das in Krampf und Qual lebte und nie den Weg zur Allheit wiederfand, wie sehr auch die Seele danach schrie und sich zerrang.

Oskar Maurus Fontana

Kunstauktionen

Die Kunsthandlung Arthur Lichtenberg (Jnh. Aug. Koelsch) hat am 4. und 5. März eine Gemäldeauktion in Breslau veranstaltet. Ein Katalog mit 33 Tafeln Abbildungen zählte 221 moderne Gemälde auf, die in der Hauptsache aus dem Besitze des Freiherrn von Sedendorf und des königlichen Majors Adolf Buz in München stammten. Bilder von Tribner, Liebermann (Mädchen auf Esel), Frik Erler, Eichler, Diez, Pusl, Wengeler, Exter waren darunter. Es war für Breslau ein noch nicht dagewesenes „Ereignis“, diese Kunstauktion. Am ersten Tage war der Besuch recht lebhaft, den zweiten ließ er nach. Ausgiebiger Gebrauch wurde von der Abgabe stiller Limiten gemacht. Die bemerkenswertesten Bilder wurden wegen zu geringer Gebote zurückgezogen. Von Ankäufen sind erwähnenswert:

A. von Bartels, Muschelfischer 1160 Mark; Frik Erler, Marchesa 1325 Mark; Walthar Firtle, Arbeitsstunde 5060 Mark; Emil Rau, Spielende Kinder 2420 Mark; Wopfner, Heuernte am Chiemsee 2820 Mark.

Alles in allem: es war ein Versuch!

* * *

Die Kunst-Sammlung des aus Oels gebürtigen, in Hannover 1880 verstorbenen Baurats Edwin Oppler, des Bauers der Breslauer Synagoge, die vom 25. Februar bis 1. März bei Rudolph Lepke in Berlin versteigert wurde, enthielt auch drei hervorragende Arbeiten alten schlesischen Kunstgewerbefleißes, die wie die anderen Stücke der Sammlung vor mehr als dreißig Jahren erworben wurden und zwar in der schlesischen Heimat des Besitzers. Es sind eine große Zinntanne der Hirschberger Tuchmacher-Znning aus dem Jahre 1506 vom Meister Mathias Halbritter, ein silbervergoldeter Deckelpokal der Breslauer Ziechner-Znning, den der Breslauer Goldschmied Paul Mitsch am Ende des sechzehnten Jahrhunderts schuf und den nach der Widmungsschrift der Ziechnermeister Hans Kunz aus Neisse im Jahre 1658 der Breslauer Zunft vermachte — ausgebildet in dem Werke „Goldschmiedearbeiten Schlesiens“ von Hünke und Masner — und drittens der S. 368 abgebildete, bunt glasierte Henkelkrug aus dem sechzehnten Jahrhundert; er war das erste Sammlungsstück Opplers, das er nachweislich in Breslau erworben hatte. Die Zinntanne, ähnlich den drei Prachteremplaren, die das Breslauer Kunstgewerbemuseum von der Breslauer

Buntglasierter
Henkelkrug
des 16. Jahrhunderts,
schlesischer Herkunft, eine



neue Erwerbung
des Schlesiſchen Museums
für Kunstgewerbe und Alter-
tümer in Breslau

Bäder-, Seiler- und der Löwenberger Tuchmacher-Znnung besitzt, erstand das Keitner-Museum in Hannover für 25 500 Mark, den Vokal der Ziechener-Znnung für 12 000 Mark ein Sammler in Kristiana; nur den Krug gelang es dem Schlesiſchen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer für die Heimat zu retten, allerdings unter Aufbietung aller zur Zeit verfügbaren Mittel, obwohl — dank eines günstigen Umstandes — der Krug nur auf 12 500 Mark kam.

Dieser Krug ist dreißig Zentimeter hoch, hat einen birnförmig gebauchten Körper, eingeschnürten Hals, breiten flachen Henkel und ist mit einem zinnernen Deckel und Fußring versehen. Die tiefdunkelblau glasierte Wandung ist auf der Mitte horizontal von einem breiten Bande umzogen, das bei weiß glasiertem Grunde in eingerihter Zeichnung wiederkehrend manganbraune Kreuzbalken mit grüngelben, eine Rosette bildenden Blattzacken zeigt, dazwischen — vorn auf der Mitte und hinten unterm Henkel — je ein kleines Rundmedaillon mit farbig glasiertem Reliefbrustbild auf gelb-glasiertem Grunde. Vorn: ein bärtiger Mann in Profil nach links, hinten: ein bartloser nach rechts. Auf den Seiten sitzt auf dem Horizontalbände je ein großes Rundmedaillon, das in farbig glasiertem Relief bei hellgrünem Grunde den Sündenfall und Christus und den ungläubigen Thomas zeigt. Oberhalb des Bandes sitzen auf der Wandung plastische Spiralkranken mit farbigen Eichen und Blättern und verstreuten, gelben Rosettenblüten. Der eingeschnürte Halsteil ist mit eingesetzten, braun, gelb und grün glasierten Blütengebilden auf weiß glasiertem Grunde, die mittlere von gelb glasierten Wülsten eingefasste Halsfläche blaugrün glasiert, der breite Henkel in Schrägstufen rotbraun und gelb, das Innere des Kruges hellgelb. Die Erhaltung des Ganzen in seiner satten, behaglichen Farbenfrische insbesondere läßt nichts zu wünschen übrig.

Dieses in seiner Art einzige Stück gehört zu einer bestimmten Gruppe von äußerst seltenen Erzeugnissen der Renaissance-Töpferei in Schlesien, die Professor Dr. Masner im ersten Bande des Jahrbuchs des Schlesiſchen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer (1900) zusammengestellt hat und von der es ihm bisher gelang, zwei Beispiele für das genannte Museum zu erwerben, zulezt die auch von uns abgebildete und besprochene große Schüssel mit der Kreuzigung aus der Sammlung Lanna (Schlesien III, 127). Nur daß der Krug und zwei ihm ganz nahe verwandte Schüsseln neben der bestimmten begrenzten Farbenkala und den die Glasuren trennenden Riglinien noch plastisch-glasierten Schmuck hat. Die eine der Schüsseln mit den großen Wappen des Markgrafen Johann Albrecht von Brandenburg, Erzbischofs von Magdeburg (gleichfalls aus der Sammlung Lanna) befindet sich im Berliner Kunstgewerbemuseum, die andere vom Jahre 1554 mit einer Kreuzigung im Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe. Letztere ist nachweislich in Zimpel bei Breslau von einer Bäuerin an einen Händler verkauft worden, von dem sie der Freiherr von Minuoli erwarb, in dessen Sammlungskatalog sie genau beschrieben ist. Seitdem — seit 1875 — war sie verschollen, bis sie 1908 im Handel auftauchte.

Es ist zu hoffen, daß Professor Dr. Masner, dessen Bemühungen die Erwerbung des Kruges zu danken ist, seine begonnenen Forschungen über dieses interessante Kapitel aus der Geschichte des schlesiſchen Kunstgewerbes weiter fortsetzen und veröffentlichen wird. Denn abgesehen sind sie noch nicht. War z. B. doch in derselben Sammlung Oppler eine vom Bayerischen Nationalmuseum in München für 7100 Mark erworbene halbkreisförmige Ofen- oder Türbekrönung derselben Gattung, aber mit dem Wappen des alten Nürnberger Geschlechts der Praun, und zwar des Stefan Praun (1478 bis 1532) und seiner beiden Ehefrauen.



Vor den Thoren
Gemälde von James Marshall im Breslauer Privatbesitz